Nr. 34 — Leipzig, den 25. August — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Vom Glück 4 — Die Religionen der Erde und das Christentum: 2. Die Religionen — Wie haben wir uns zu den Bestrebungen zu stellen, die eine größre Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber dem Staate erringen wollen? 1 — Christian Friedrich Spittler. Ein Charakterbild aus den Anfängen der deutschen Missionsarbeit — Die Festwoche in Basel und die Kamerunmission — Lebendige Gemeinden! — Verschiednes: Todesfälle; Für die Reisezeit; Eine Korrespondenz der Kreuzzeitung aus Hannover — Anzeigen

Vom Glück

4

Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Gal. 5, 24

Die Gemeinde singt: Ein Christ kann ohne Kreuz nicht sein. Unser Herr Christus hat gesagt: Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich. Muß darüber nicht dem ganz von Glück Erfüllten bange werden, weil er eben über dem Glück ein Kreuz, sein Kreuz nicht fühlt? Fast scheint es, als wäre es darnach Christenpflicht, niemals und unter keinen Umständen zu dem flüchtigen Augenblick zu sagen: Verweile doch, du bist so schön!

Nun, unser Herr Christus hat auch nicht immer und auf die nämliche Weise das Kreuz getragen. Er ist doch auch fröhlich gewesen. Es hat doch in seiner Seele, auf seinem Angesicht, in seinem ganzen Auftreten jene innre Heiterkeit nicht gemangelt, die uns an vielen seiner Jünger und Jüngerinnen entzückt. Wenn die Tausende sich um ihn sammelten, an seinen Lippen hingen, Essen und Trinken darüber vergaßen, wird da nichts von dem Hochgefühl gesegneten Erfolges ihm durchs Gemüt gezogen sein? Wenn er mit den Leuten zu Tische saß, wird er da dem Scherze feind gewesen sein? Wie fein zeigt Emil Frommel in einem seiner besten Stücke — wenigstens kenne ich kein wertvolleres von ihm — „Christentum und Humor", daß auch Jesus in seiner Rede Humor entfaltet hat. Und ein gelehrter Theolog hat ein Buch geschrieben, das er betitelte „Der lebensfreudige Christus"; damit wollte er ausdrücklich dem Christusbilde der Kirche, die nur einen leidenden Christus kenne, sein richtiges Christusbild entgegenstellen. Wir mögen uns zwar den leidenden Heiland nicht nehmen lassen, sollen aber auch ein Auge dafür haben, wie der Herr eine Zeit lang lebensfreudig und königlich durch dieses Leben gegangen ist, ehe er unter der Last des Kreuzes zusammenbrach.

Solche Lebensfreudigkeit des Heilands scheint nur darum für uns unerreichbar, weil ihm, dem Sündlosen, in den äußerlich glücklichen Zeiten und Augenblicken seines Lebens eine innre Harmonie zu Gebote stand, die wir als Sünder nicht haben können. Oder kann es für uns hinieden auch nur einen Augenblick geben, wo wir von der Aufgabe entbunden wären, mit der uns anhaftenden Sünde zu kämpfen? Und ist das nicht Kreuz genug? Welche Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch samt den Lüsten und Begierden. Was Christus von seinen Nachfolgern verlangte, und was heute die Gemeinde singt, findet hier seinen deutlichsten Ausdruck. Nimmt der Christ aber diese Aufgabe ernst, heißt es dann nicht: Fahr hin, irdisch Glück?

Erinnern wir uns dem gegenüber an die Wahrheit, daß Glück und Unglück „relative Begriffe" sind, es also auf den Menschen und sein Verhalten ankommt, ob ein Erlebnis ihm zum Glück oder Unglück ausschlägt. Da stellt also jedes freudige Ereignis, jeder Glücksfall, jedes Vergnügen dem Betroffnen eine Aufgabe. Und diese deckt sich genau zugesehen in großem Umfange mit der andern, sein Fleisch zu kreuzigen. Wir sagen vom Glück wie vom Kreuz wohl, daß mans tragen muß. Und erfahrungsgemäß: wie schwer trägt sich oft das Glück! Wie viel wirds verscherzt! Wie wenige verstehns, ihm „Dauer zu verleihen." Laune, Leidenschaft, Unverstand, Eigennutz und Eigensinn sind ja die gefährlichsten Feinde unsers Glücks. Damit, daß wir den Kampf gegen solche Schwachheit und Sünde ohne Unterlaß führen, werden wir also unser „Glück" nicht verscheuchen, wir werdens festhalten und sichern. Diese Art Kreuz verträgt sich nicht nur mit dem Glück, sondern ergänzt und gründet es.

Wir haben gelegentlich dem widersprochen, daß Demut das Bewußtsein unsrer Ohnmacht, die Reflexion auf unsre Sündhaftigkeit sei. Demut ist selbstvergessne, selbstverleugnende Hingabe an Gottes Barmherzigkeit, dankbare Hinnahme seiner Gnadengaben: damit kann und muß ein Hoch- und Seligkeitsgefühl verbunden sein; aber es hat eben seine Wurzel nur in Gott und der Erfahrung seiner Gnade, rein gar nicht im eignen Können und Vermögen. Wenn den Verurteilten, der durch fürstliches Gnadenwort straflos ausgeht, das Gefühl der Zerknirschung über seine Schuld erschüttert, so ist das Reue; füllt der feste Vorsatz, sich zu bessern, seine Seele aus, und er macht Ernst damit, so thut er Buße; ist er aber ganz bewegt von Freude und Freudigkeit über das Unverdiente seiner Freiheit, so ist das die Antwort der Demut.

In diesem Sinne haben wir gesagt, daß der Christ demütig, mit Danksagung sein Glück empfangen soll. Aber nicht wollten wir damit leugnen, daß die Aufmerksamkeit des Glücklichen schnell genug und immer und immer wieder auf die Sünde gelenkt werden wird. Wir sollen den irdischen Gaben und Gütern ihr Gift nehmen, ihre verführerische Kraft, und sie dann genießen. Ja das heißt doch nichts andres, als aus uns selbst das Gift entfernen, das wir in sie hineintragen. Kreuziget euer Fleisch samt den Lüsten und Begierden, und dann freuet euch an den reichen Gaben, die Gottes Hand ohne Aufhören über die Menschenkinder — Gute und Böse, Gerechte und Ungerechte — ausstreut.

Haben wir so das Kreuz als unentbehrliche Begleiterin oder besser Bereiterin und Begründerin alles wahren Glücks auf Erden erkannt, so faßten wir dabei das in eigenstem Sinne christliche Kreuz ins Auge, den Kampf gegen unsre Sünde. Ihn haben alle ausnahmslos weiterzukämpfen bis an ihr Ende, und

wären sie die glückgesegnetsten. Aber des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Teil, das bleibt doch auch in dem andern Sinne wahr, in dem vor unserm Schiller unser Paul Gerhardt sang:

Wo ist ein Glück so klar und reine,
Dem nicht etwas fehlen sollte?
Wo ist ein Haus,
Das könnte sagen:
Ich weiß durchaus
Von keinen Plagen?

Das Maß dieser Zugabe irdischer Unvollkommenheit zu jeglichem Glück bestimmt Gott der Herr, ihm müssen wirs befehlen.

Darum: schenkte dir Gott ein Glück, das dich emporhebt über das gemeine Elend und dich vergessen läßt die Unvollkommenheit, die auch deinem Dasein anhaftet, auf kurz oder lang — du brauchst dich nicht zu beunruhigen und dir Kreuz und Leid zu ergrübeln: Gott schickt dir das gewiß zur rechten Zeit. Und auch den Kampf mit der Sünde, der nimmer aufhört, darfst du, wenn Gott dir die Freudigkeit giebt, in solchen Zeiten führen als ein Sieger, wirklich gehoben durch die erfahrne Gottesgüte zu größrer Kraft im Guten. War bei dem Herrn die Quelle der Kraft seine Sündlosigkeit, so haben wir ja auch eine: die Sündenvergebung. In die taucht auch der Glückliche täglich, stündlich ein und stärkt sich so zum rechten Brauche des Glücks. R

Die Religionen der Erde und das Christentum

2. Die Religionen (2)

Indische Religionen

Von China begeben wir uns nach Indien, dessen etwa 180 Millionen Bewohner sich zum bei weitem größten Teile (gegen 140 Millionen) zum Hinduismus bekennen. Ihn kann man den zur Volksreligion gewordnen, entarteten Brahmanismus nennen, dessen Wesen und Geschichte man kennen muß, will man die gegenwärtigen religiösen Zustände Indiens verstehn.

Die Brahmanen, ursprünglich Priester unter den Fürsten und Vornehmen, hatten allmählich ihr Ansehen und ihren Einfluß immer mehr vergrößert, bis sie sich zu ausschließlichen Bewahrern und Dolmetschern der Offenbarung und Ueberlieferung und zu Besitzern eines höhern Wissens aufwarfen, ein strenges Kastenwesen einführten (die Kaste der Brahmanen, die der Fürsten und Krieger, die der Gemeinen und die der Sudras, d. h. Eingebornen, der Sklaven) und die altvedische Religion derart organisirten, daß an die Spitze der vielen indischen Götter des Himmels, der Luft und der Erde das Brahma, die unpersönliche, ewige Ursache des Weltalls trat, aus welchem später der persönliche, männliche Gott Brahma wurde. Das höchste Ziel der brahmanischen Religion war, in selbstverleugnender Büßung und Abkehr von der Welt danach zu trachten, daß die Seele sich zu Brahma erhebe, völlig mit ihm eins werde oder in ihm aufgehe. Wer dieses Ziel in diesem Leben nicht erreicht, dessen Seele wird nach dem Tode, je nach dem größern und geringern Maße seiner Sünden, als Pflanze oder als Tier oder als Mensch in niedrer oder höherer Kaste wiedergeboren, um durch diese Wandlungen hindurch jenem Ziele entgegen geführt zu werden. Der Bramahne, der, nachdem er seine Pflichten als Hausvater erfüllt hat, sich in den Wald zurückzieht und dort in völliger Entsagung nur religiösen Dingen und stillem Nachdenken lebt, hat das Ziel erreicht, gelangt zur vollkommnen Erlösung (moksha).

Dieser Brahmanismus hatte einen jahrhundertelangen Kampf mit dem Buddhismus zu bestehen. Er konnte ihn nur damit durchkämpfen, daß er alle seine Sekten und philosophischen Schulen gegen den gemeinsamen Feind vereinigte, indem er die Hauptgötter derselben, Siva und Vishnu, neben Brahma anerkannte (aus welcher Koordination dann die Lehre vom Trimurti hervorging, nach der die drei Götter Offenbarungen eines höchsten Gottes sind), und dadurch, daß er sich volkstümlich machte, indem er allerlei lokale Kulte, auch fetischistische, duldete,

das Kastenwesen lockerte und den Sanskrit durch die Volkssprache ersetzte.

So ist der Hinduismus entstanden, dessen Hauptmerkmal eine große Zersplitterung, Mannichfaltigkeit und Veränderlichkeit ist. Die beiden Hauptsekten, der Vishnuismus und der Sivaismus, haben sich wieder in zahlreiche Abteilungen zersplittert, und noch immer bilden sich neue Gruppen und Schulen. Die Bekenner des Hinduismus finden wir auf allen Stufen der religiösen Entwicklung, von den widerlichsten Formen rohen und unsittlichen Aberglaubens bis zu den Höhen reiner Spekulation, ja fast monotheistischer Frömmigkeit. Neben Vishnu und Siva werden auch noch die altvedischen Götter Agni, Indra, Varuna verehrt; nicht minder wird der Sonne eifrig gedient; auch manche Geister, Vampyre, Dämonen spielen eine große Rolle; selbst Tiere, Kühe und Schlangen, Bäume und leblose Dinge haben für die Bewohner die Bedeutung von Fetischen. Götterbilder, die dem altbrahmanischen Kultus ganz fremd waren, findet man in Indien auf Schritt und Tritt, zumeist in ungeheuerlichsten Gestalten. Auch Ausschweifungen im Dienste der Götter und blutige Opfer sind nichts seltenes.

Gemeinsame und altbrahmanische Züge der Hindus sind der Kastengeist und die Askese. Gegenwärtig giebt es mehrere hundert Kasten, deren Mitglieder sich gegenseitig streng absondern, außer bei den großen Hindufesten mit Wallfahrten und Prozessionen, Musik und Festspielen, die wie der Höhepunkt des sozialen und religiösen Lebens der Hindus so auch der Vereinigungspunkt für die Glieder der verschiednen Sekten und die Anhänger der mannichfachen Religionskreise innerhalb des Hinduismus sind.

Natürlich würden wir der Hindureligion unrecht thun, wenn wir sie nach ihren Auswüchsen beurteilen wollten. Daß diese oft recht weit vom Wesen der Religion entfernt sind, bedarf keines Beweises und würde auch von allen orthodoxen Hindus ohne weiters zugestanden werden. Nein, an diese, an den von ihnen im Unterschiede von allem Sektirerischen vertretnen Brahmanismus müssen wir uns halten. Diesen meinte auch der genannte Redner in Kalkutta, da er den Hinduismus als die beste Religion pries.

Der Brahmanismus ruht auf der Erlösungssehnsucht, auf dem Trachten und Ringen nach Freiheit von der Welt und nach Ruhe in Gott. Und seine Sehnsucht scheint sich dem Hindu zu erfüllen, wenn er bei seiner Andacht durch vollkommnes Vergessen der Außenwelt bis zur Versenkung der Seele in Gott gelangt und nach seinem Tode eins wird mit Brahma, dem ungeteilten, wandellosen Sein. Diese durch den Brahmanismus gebotne Seligkeitsgewißheit hat der Apologet des Hinduismus als den Hauptgrund für die Superiorität desselben geltend gemacht.

Aber eben, indem das Ziel der Religion erreicht zu sein scheint, rückt es in weite Ferne.

Jenes Ringen des Hindu nach Freiheit von der Welt beruht nicht sowohl auf der Erfahrung, daß sie voll Uebel und Versuchung, voll Unvollkommenheit und Irrung ist und der Einzelne in ihr voll Sünde und Schuld, als vielmehr auf der Erkenntnis, daß die Welt überhaupt nicht ist, sondern ein trügerischer Schein ohne Sein, etwas Nichtseiendes, Nichtiges, Trügerisches, ein Blendwerk der Maya, der Illusion, sei es, daß sich das Brahma selbst durch die Lockungen der Maya verleiten ließ, das wahre Sein einer wunschlosen Ruhe mit der Scheinexistenz einer unruhigen Vielheit zu vertauschen, sei es, daß die Maya nur im menschlichen Geiste, seinem Denken und Vorstellen zu suchen ist. Die Welt ist ein Nichtiges. Diese Lehre ist der Tummelplatz der brahmanischen Unterweisung und Predigt. Durch diese Lehre soll die Sehnsucht nach dem hinter dem Schein liegenden Sein, dem mayafreien Brahma geweckt und gemehrt werden. Alles ist Blendwerk der Maya außer dem unthätigen Bewußtsein, welches eins ist mit dem Brahma. Unbewegt und schweigend, ohne zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu wollen, zu denken, sitzt oder steht daher der nach der Einswerdung Trachtende, versunken in das leere Nichts seines inhaltlosen Bewußtseins, und meint auf diese Weise das ihm innewohnende Brahma aus dem mayaumstrickten in den mayafreien Zustand zurückzuführen. Der Einsgewordne ist von allen Leiden

der Welt erlöst und nimmt an der absoluten Seligkeit des ruhenden Brahma teil; der Tod selbst gewinnt für ihn die hohe Bedeutung, daß mit ihm jede Möglichkeit eines Rückfalls in die Umstrickung der Maya aufhört, die Erlösung dauernd unverlierbar wird. Zu dieser Erlösung und Seligkeit kann aber allein der Brahmane gelangen; der Inder nur dadurch, daß er einmal als Brahmane geboren wird; der Genosse eines außerindischen Volkes nur so, daß er als Inder wiedergeboren wird. Damit fällt der Brahmanismus sich selbst das Urteil und zeigt er sein Unvermögen, die Religion zu werden.

Werfen wir von hier aus noch einen Blick auf die andern Vorzüge, die der Apolopet des Hinduismus an diesem hervorkehrt!

Er rühmt, wie wir bereits hörten, daß derselbe keinen Mittler zwischen Gott und Menschen anerkenne. Eines Mittlers aber bedarf der Brahmanismus nicht, weil er — und das wird gleichfalls als sein Vorzug genannt — Gott als die Seele der Seele auffaßt, weil er eine abstrakt monistische, pantheistische Weltanschauung ist. Dafür aber hebt er auch, streng genommen, das religiöse Verhältnis auf; denn es fehlt ihm ein selbständiges religiöses Subjekt, das mit dem religiösen Objekt ein Verhältnis anknüpfen könnte; und anderseits ist eine Gottheit, die nicht allwirksame Liebe, sondern unthätige Ruhe ist und die sich von der Maya umstricken und dazu verleiten ließ, dem ihrer unwürdigen kosmogonischen Zeugungstriebe zu verfallen und sich dadurch selbst in Schuld zu verstricken, keine solche Macht, von welcher der Mensch ganze Erlösung, volle Seligkeit zu erhoffen vermöchte.

Wenn sodann der Apologet bemerkte, daß der Inder allein Gott zu allen Zeiten, während der Arbeit, während der Vergnügungen und überall verehren könnte, so vergaß er hinzuzufügen, daß jedoch die einzig wahre Verehrung in der Vermeidung aller Vergnügen und in der Unterlassung aller Arbeit bestehe. Wir dagegen vergessen nicht, daran zu erinnern, daß der Christ nach dem Ausspruche seines Herrn Gott allerorten dienen kann, und daß im Christentume die sittliche Arbeit selbst als ein Gottesdienst erscheint.

Eines Vergessens oder Verschweigens machte sich jener Redner auch schuldig, als er hervorhob:

Während andre heilige Schriften die Uebung der Frömmigkeit und Tugend der ewigen Seligkeit wegen vorschreiben, schreiben die heiligen Bücher der Hindus die Verehrung Gottes allein um Gottes willen und die Uebung der Tugend nur um der Tugend willen vor.

Denn wenn für den Hindu alles, was er religiös und sittlich denkt, will und thut, nur den einen Zweck hat, frei und erlöst zu werden von der Maya, dann ist doch gewiß der Brahmanismus durch und durch eudämonistisch, während der Stifter des Christentums, so gewiß er wie seine Apostel in Rücksicht auf die Schwachheit und Thorheit der menschlichen Natur Religiosität und Sittlichkeit durch den Hinweis auf Lohn und Strafe eingeschärft hat, als die Zusammenfassung und das Fundament aller Gebote das Gebot der herzlichen Gottesliebe und der selbstlosen Nächstenliebe bezeichnet hat.

Welch ein Unterschied auch zwischen einer Religion, in der — wie im Brahmanismus — für den Vollkommnen selbst die Werke der Liebe verpönt sind, weil sie noch Werke sind, und wer sie thut, damit bekundet, daß er das Elend des Nächsten noch für etwas Wirkliches hält, und zwischen derjenigen Religion, die selbst den bergeversetzenden Glauben für ungenügend erklärt, wenn er nicht die Liebe hat und übt, die nicht das Ihre sucht, und deren Stifter im unvergleichlichen Gleichnis gelehrt hat, daß die letzte Entscheidung am Tage des Gerichts nach den Werken der Liebe des Glaubens fallen wird! Wem würde da die Wahl schwer? —

Aus dem Brahmanismus ist der Buddhismus hervorgegangen. Die Lehre Buddhas, d. h. des Erleuchteten, der nach der Ueberlieferung Siddhârta hieß und oft auch Sakya-muni, der Löwe aus dem Geschlecht der Sakya, genannt wird (er lebte und wirkte wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des fünften vorchristlichen Jahrhunderts), ist zusammengefaßt in den vier Wahrheiten, die er schon bei seiner ersten Predigt an fünf brahmanische Mönche verkündet hat:

Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint sein, ist Leiden, von Lieben getrennt sein, ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden. Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst [nach Sein], der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, samt Lust und Begier, der hier und dort seine Lust findet: der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht. Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieses Durstes durch die gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren. Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist der heilige, achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.

Schon aus diesen Sätzen ergiebt sich, daß der Buddhismus eine freie Fortentwicklung des Brahmanismus ist. Er ruht wie dieser auf der Anschauung, daß die Sinnenwelt in Werden und Vergehen, in Leiden befangen ist, aber er vermeidet es, etwas über das Seiende und Ewige, das Brahma, auszusagen; er setzt, wie der Brahmanismus, als höchstes Ziel die Erlösung von der Sinnenwelt und dem Leiden, aber er faßt diese Erlösung nicht als eine Vereinigung mit dem Seienden, dem Brahma, sondern als die Ertötung des Seins, Nirwana; er fußt, wie der Brahmanismus, auf der Annahme der Wiedergeburten und will von diesen erlösen, aber nicht durch brahmanische Büßungen und Entsagungen, sondern durch ein Leben ohne Begierden und Leidenschaften, in barmherziger Nächstenliebe und in Betrachtung.

Der Buddhismus bekämpfte nicht das Kastenwesen, aber er durchbrach es thatsächlich in seiner universalen Tendenz dadurch, daß nach ihm sowohl das Elend des Daseins allen gemeinsam als auch die Erlösung von diesem Elend allen zugänglich ist. Aber er unterscheidet bestimmte Klassen von Erlösten. Zur untersten Klasse gehören die, welche auf die Bahn der Heiligung gelangt und der Erlösung sicher sind, aber noch mehrere Existenzen zu durchlaufen haben, nur nicht in der Hölle oder als Gespenster oder als Tiere. In der zweiten Klasse sind die, bei denen die Begierde auf ein Mindestmaß reduzirt ist und deren nur noch eine Wiedergeburt auf Erden harrt. Die in der dritten Klasse befindlichen werden nur noch einmal im Himmel wiedergeboren und erlangen dort das Nirwana. Die höchste Klasse endlich machen die Arhats, die Ehrwürdigen, aus, welche das erste Nirwana, die Ertötung aller Leidenschaft, die vollkommne Heiligung bereits erlangt haben und im Tode das andre Nirwana, die Vernichtung alles Seins, erhalten. Ein solcher Arhat aber kann man nur als Mitglied der Gemeinde, als Mönch werden. Alle andern, die als „Verehrer" oder „Verehrerinnen" ihre Zuflucht zu Buddha, seiner Lehre und Gemeinde nehmen, aber im weltlichen Stande verbleiben, müssen sich für ihre Erlösung künftiger Aeonen getrösten, dürfen hoffen, daß es ihnen dann beschieden sein werde, als Jünger eines der zahllosen Buddha, die noch kommen werden, das Mönchsgewand anzulegen und die Seligkeit der Erlösung zu erlangen. Unter der großen Anzahl dieser Verehrer waren und sind teils solche, welche die Mönchsgelübde: Keuschheit, Armut, schrankenloses Mitleid, das auch nicht ein Wesen des Lebens beraubt, und Demut, nicht ablegen wollen, teils solche, welche Aufnahme in den Orden nicht finden können: mit großen körperlichen Gebrechen und Krankheiten Behaftete, schwere Verbrecher, Personen, auf welche andre ein Recht haben (königliche Beamte, Soldaten, Verschuldete, Leibeigne), Söhne, deren Eltern ihre Zustimmung nicht geben, und Kinder vor dem zwanzigsten Lebensjahr.

Das wahre heilige Leben ist also das mönchische Leben; das weltliche Leben ist ein unvollkommnes, notwendig unbefriedigendes, die Vorstufe der Schwachen. Die sittliche Grundforderung des Buddhismus lautet nicht: Du sollst in dieser Welt leben und sie zu einer solchen gestalten, die des Lebens wert ist; sondern: Du sollst dich von dieser Welt lösen. Dazu gehört ein dreifaches: Rechtschaffenheit, Sichversenken und Weisheit. Die Rechtschaffenheit ist eine fünffache: kein lebendes Wesen töten, sich nicht an fremdem Eigentum vergreifen, nicht die Gattin eines andern berühren, nicht die Unwahrheit reden, nicht berauschende Getränke trinken. Besonders betont werden noch die Tugenden des Wohlwollens gegen alle und alles, auch

gegen den Feind, und die Wohlthätigkeit, welche die Laien gegen die Mönche zu üben haben. Um so rechtschaffen zu sein, hat der Buddhist streng auf sich selbst zu achten, den Schein sittlichen Thuns ja nicht für das Wesen zu nehmen, sondern allein nach dem Willen den Wert der Worte und Thaten zu bemessen und gegen Mara, den Versucher, zu kämpfen.

Die innere Versenkung besteht darin, daß der Fromme seine Gedanken von der Außenwelt mit ihrer bunten, wechselnden Gestaltenfülle abwendet, um in der Stille des eignen Ich das Aufhören des Vergänglichen vorauszuempfinden. Das ist das Gebet des Buddhisten. Die rechte Weisheit, der höchste Grad der Vollkommenheit, besteht im Wissen der genannten vier Wahrheiten.

Schon aus dieser dürftigen Skizze ergiebt sich, daß der Buddhismus manches Schöne und Anziehende hat. Nehmen wir hinzu, daß er sich ohne alle Gewalt weit ausgebreitet hat, unter allen Religionen noch gegenwärtig die größte Bekennerzahl besitzt; daß er gegen Andersgläubige Toleranz in hohem Maße übt, daß er eine Erlösung ohne Gott und Mittler, lediglich aus eigner Kraft und durch andrer Vorbild darbietet und als eine Religion ohne theologische Spekulationen und kirchliche Dogmen erscheint: so ist das Ansehn wohl erklärlich, in dem der Buddhismus bei vielen unsrer Zeitgenossen steht. Dennoch wage ich zu behaupten: Wenn sie ihre Vorliebe zur That werden lassen sollten, so würden sie mit Recht bedenklich werden. Denn sie müßten nicht bloß, um das Ziel zu erreichen, buddhistische Bettelmönche werden, sondern auch das buddhistische Dogma von der Seelenwandrung annehmen; dieses ist und bleibt die wesentliche metaphysische Voraussetzung des ganzen Buddhismus und ist nicht, wie seine erwähnten Lobredner sich und andern vorspiegeln, dem biologischen Gesetze der Vererbung in unsrer modernen Naturwissenschaft verwandt, sondern von diesem wesentlich unterschieden, so gewiß es sich bei der Reinkarnation um ein und dieselbe Persönlichkeit handelt, die immer wieder in das Dasein gelangt.

Auch die Schwärmerei für die Sittlichkeit des Buddhismus beobachtet nicht immer die rechte Vorsicht. Das Sittliche empfängt im Buddhismus seinen Wert allein daher, daß es Mittel zum Zweck ist, Mittel zur Erlösung und Vernichtung. Die Rücksicht auf Lohn und Strafe regelt die buddhistische Sittlichkeit. Steht sie also so hoch, wie sie gestellt wird, höher als die christliche Moral?

Nicht minder pflegt die **Toleranz** des Buddhismus gerühmt und mit der oft gewaltsamen Art verglichen zu werden, in der Islam und Christentum sich ausgebreitet haben. Wer billigt **diese** äußere Mission? Ist sie, wo und wann sie von Christen geschah, im Namen und Geiste Christi geschehn? Aber derselbe, der niemanden zum Glauben gezwungen hat, hat doch auch gesagt: Ich bin gekommen auf Erden, daß ich ein Feuer anzündete; was wollte ich lieber, denn es brennete schon! Ohne Eifer keine Liebe und keine volle freudige Ueberzeugung von Recht und Wahrheit der eignen Sache. Der Buddhismus wäre nicht die Duldsamkeit selber, wenn er weniger skeptisch und quietistisch wäre.

Und die Völker, in denen er ohne Gewalt Eingang gefunden hat? Was hat er ihnen gebracht? Derselbe Religionsforscher, der von achtungswerten pädagogischen Leistungen des Buddhismus in der Verbreitung mildrer Sitten und menschlicher Gefühle unter großenteils rohen und rauhen Völkerschaften anerkennend redet, muß doch auch feststellen, daß der Buddhismus die zu ihm bekehrten Völker wie ein täglicher Opiumgenuß narkotisch eingelullt, ihre Thatkraft gebrochen und jede Regung gesteigerten Kulturbedürfnisses durch seine Verachtung von Wissenschaft, Kunst und materiellem Gedeihen gelähmt hat!

Aber diese Bemerkungen hatten nur den Zweck, die Schätzung des Buddhismus auf das rechte Maß zurückzuführen und die entscheidende Frage vorzubereiten, die nämlich, ob der Buddhismus, die verbreitetste, eine Weltreligion, dem Wesen der Religion entspreche?

Daß er von dem Erlösungsbedürfnis getragen und durchdrungen ist, bedarf keines Beweises mehr. Aber worauf ist in ihm dieses Bedürfnis gerichtet? Auf die Erlösung nur vom **Leiden**, dem alles Werdende und Vergehende notwendig unterworfen ist, nicht von der **Schuld** des Einzelnen und der Gesamtheit. Eine solche Schuld kennt er gar nicht, kann er nicht kennen noch anerkennen infolge seiner Grundvoraussetzung der absoluten Gesetzmäßigkeit, die den Weltprozeß, auch das Dasein und Sosein der Menschen, beherrscht. Denn wenn es gilt: „Was der Mensch in dem einen Augenblicke denkt, fühlt und thut, bestimmt, was er im nächsten denken, fühlen und thun muß,“ so scheint das allerdings, was der buddhistische Redner sogleich am Anfange seines Vortrags betont, die unvermeidliche moralische Verantwortung in sich zu schließen; aber man darf doch auch nicht die Kehrseite übersehen, daß das, was der Mensch im gegenwärtigen Augenblicke denkt, fühlt und will, auch selbst schon ebenso, wie es die Zukunft bestimmt, durch den vergangnen Augenblick bedingt und bestimmt ist. Damit aber ist die menschliche Freiheit geleugnet und aufgehoben, infolge dessen auch Sünde und Schuld. Und hieraus wieder erklärt es sich, daß im Buddhismus die Erkenntnis und Macht der **Buße** fehlt und die Forderung einer Versöhnung und eines Versöhners. Das Ziel wird durch das **rechte Wissen** erreicht. Als Siddharta zu diesem hindurchgedrungen war, jene vier Wahrheiten durchschaut und durchdacht hatte, war er erleuchtet, der Buddha.

Nun könnte es ja zunächst scheinen, als ob dadurch die Erlösung erleichtert würde; aber dieser Schein trügt. Als Buddha jene beseligende Erkenntnis erlangt hatte und nun die Frage an ihn herantrat, ob er sie auch andern mitteilen sollte, hatte er mit der Sorge zu kämpfen:

> Der Menschheit, die sich in irdischem Treiben bewegt, die in irdischem Treiben ihre Stätte hat und ihre Lust findet, wird dies Ding schwer zu erfassen sein, das Gesetz der Kausalität, die Verkettung von Ursachen und Wirkungen.

Und in der That, nur wenige Auserwählte sind zu dem rechten Wissen gelangt und dadurch zur vollen Erlösung; alle andern mußten und müssen sich mit dem Angeld begnügen, dereinst, in spätern Daseinsformen vielleicht zur rechten Erkenntnis gelangen zu können.

Aber mit dieser Abschlagszahlung ist die Menge nicht zufrieden gewesen. Es liegt die Thatsache vor, daß die Anhänger des Buddha ihn, der die Gottheit ignorirt hatte, immer mehr vergötterten, seine Reliquien verehrten, seine Statuen anbeteten, den Meister zu ihrem Heiland machten, und daß für das Volk aus dem Nirvana mit der Zeit ein jenseitiger, seliger Zustand, eine Art buddhistischer Himmel wurde.

Wir sehen: die Erlösungsgewißheit der Erleuchteten kommt nur durch die Täuschung zustande, daß die rechte Erkenntnis das Aufhören des Seins und damit des Leidens verbürge; die große Menge aber sucht die Seligkeit, die sie begehrt und vom Buddhismus nicht erhalten kann, außerhalb seiner und gegen seine Prinzipien. Das berechtigt zu dem Urteil, daß auch der Buddhismus nicht die Religion ist.

St

Wie haben wir uns zu den Bestrebungen zu stellen, die eine größre Selbständigkeit der evangelischen Kirche gegenüber dem Staate erringen wollen?

Vortrag, gehalten auf der Pastoral-Konferenz zu Lübeck am 18. Juni 1889

1

Es ist eine höchst auffällige, aber nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß die großen kirchlichen Parteien in Beziehung auf die Frage nach der Stellung der evangelischen Kirche zum Staate in den letzten Jahrzehnten eine vollständige Schwenkung vorgenommen haben. Wer die fünfziger Jahre unsers Jahrhunderts sich zurückruft, der weiß, wie es damals der kirchliche Liberalismus war, der mit allem Eifer eine Verfassung für die Kirche forderte, wodurch diese von der Staatsgewalt unabhängig gestellt würde; während im Gegensatz dazu die kirchliche Rechte, unter dem geistigen Einfluß der Stahl-Hengstenbergischen Schule stehend, bei einer fast theokratisch ausgeprägten Staatsansicht dem engsten Anschluß der Kirche an den Staat oder, wie man damals mit Vorliebe sagte, an die obrigkeitliche Gewalt das Wort redete. Wenn König Friedrich Wilhelm IV.

einst als ersten Schritt zur Selbständigmachung der Kirche den Oberkirchenrat eingesetzt hatte, so ließ er in den spätern Reaktionsjahren diesem ersten Schritte keinen zweiten folgen, sondern spann sich immer mehr in die Theorien vom christlichen Staate ein, der dann so recht berufen schien, das kirchliche Leben zu fördern, indem er es beherrschte. Es war dann der kirchliche Liberalismus, der in der Kulturkampfperiode zur Herrschaft kam, durch den unter der Aegide des Ministers Falk die preußische Synodalverfassung zu stande kam, indem die Liberalen gerade den Bestimmungen zujauchzten, welche die konservativen Parteien lebhaft bekämpften, nämlich denjenigen, welche die Synoden auf eine möglichst breite Grundlage stellten und ihre Macht möglichst weit ausdehnten. Und nun geschah das Wunderbare. Allen Hoffnungen der einen Seite und allen Befürchtungen der andern Seite zum Trotze gewannen die positiv gerichteten Parteien in den Synoden die ganz entschiedne, ausschlaggebende Mehrheit, und zwar sogar in steigendem Maße, sodaß jetzt selbst die Berliner Stadtsynode die liberale Majorität in eine konservative verwandelt hat. So kam der plötzliche Umschwung. Die frühren Freiheitsschwärmer riefen und rufen jetzt aufs eifrigste nach dem Kultusminister und nach der staatlichen Bevormundung, von der sie einen Schutz gegen „orthodoxe Intoleranz,“ eine Bewahrung der „Freiheit der Wissenschaft“ u. s. w. erhoffen, oder wie denn die Schlagwörter alle heißen. Und die rechtsstehenden Parteien, die zuvor ängstlich auf eine kommende Majoritätsherrschaft geblickt hatten, suchen jetzt, im Besitz der Majorität, gerade die umstrittensten Gebiete, die Aufrechterhaltung reiner Lehre im Kirchendienste und auf den Universitäten, möglichst nicht nur den staatlich ernannten Konsistorien, sondern den Synodalausschüssen zuzuweisen, ja die Macht der Konsistorien selbst zu brechen oder ihnen eine engere Verbindung mit den kirchlichen Organen zu geben. Und hieran knüpft denn die ganze gegenwärtige Bewegung an, die (ob auch zunächst hauptsächlich durch Einwirkung auf die öffentliche Meinung) auf eine selbständige evangelische Kirche gegenüber dem Staate ausgeht, eventuell sogar unter Aufhebung des fürstlichen Summepiskopats. Wie sollen wir uns zu diesen Bestrebungen stellen?

Es ist sehr wohlfeil, aus dem bisher geschilderten Umschwunge den Beteiligten ohne weitres einen Vorwurf zu machen. Die Sache selbst ist doch ganz natürlich. Der Liberalismus rühmt sich gern dessen, daß er die Majorität des Volkes hinter sich habe, und hat auch gewiß, wenigstens in den Städten, recht, sofern es sich um die Verneinung handelt; es giebt zweifellos mehr Menschen in Hamburg, welche die Auferstehung Christi leugnen, als welche sie glauben. Aber diese Mehrheit verzichtet dann auch auf eine Osterpredigt und begreift erst recht nicht, wozu denn Kirche und Festfeier u. s. w. noch nötig sind. Sobald der kirchliche Liberalismus also nicht Opposition macht gegen die Orthodoxie, wird er notwendig machtlos sein; in ruhigen Zeiten werden die Synoden positiv gerichtet sein müssen, wobei denn freilich die Orthodoxie nicht zu vergessen hat, daß ihre Uebermacht nur auf der Interesselosigkeit der andern Partei beruht und daher in jedem aufgeregten Moment umgestürzt werden kann. Aber immerhin, für seine eigentlichen Bestrebungen wird der Liberalismus sich heute an den Staat gewiesen sehen, der eine entschiedne kirchliche Aktion ablehnt, die Orthodoxie dagegen an die selbständigen Synoden, von denen sie eher eine kräftige Vertretung ihrer Ideen erwarten kann. So ist der oben beschriebne Umschwung sehr erklärlich, und tadelnswert nur insofern, als sich eine üble Gewohnheit darin offenbart, die nämlich, daß wir das eigentliche Ziel unsers Strebens hinter Grundsätzen zu verstecken lieben, die doch nur auf unser Ziel zugeschnitten sind. Es ist nur ein Beispiel für die Wahrheit der bekannten Schopenhauerschen Behauptung von der Herrschaft des Willens über den Intellekt. Verbindung der Kirche mit dem Staat, Freiheit der Kirche vom Staat, das sind thatsächlich auf evangelischem Boden nur Mittel zum Zweck, und es hat sich als ein bloßer Schein erwiesen, wenn sie als Grundsätze und Theorien erscheinen, die an sich selbst wertvoll und mit allgemein giltigen Gründen zu erweisen wären. Es ist klar, daß von beiden Seiten diese scheinbar auf sich selbst ruhenden Theorien nur danach gewertet werden, welche Wirkung sie für das haben, was uns eigentlich am Herzen liegt, und dies ist für uns: die freie, kräftige, reine Verkündigung des Evangeliums und der Einfluß desselben auf möglichst weite Kreise des Volkes.

Wie deutlich wird uns das, wenn wir einen Seitenblick auf die katholische Kirche werfen. Hier ist ganz im Gegensatze zu uns das Prinzip der Selbständigkeit der Kirche wirklich ein Grundsatz, nicht nur eine Frage der Zweckmäßigkeit. Es ist eine sehr treffende Bemerkung in Harnacks Dogmengeschichte, von welcher der Verfasser nur eine durchgreifendere Anwendung hätte machen sollen, daß lediglich in der evangelischen Kirche das Dogma der eigentliche Mittelpunkt, Gegenstand eines unmittelbaren religiösen Interesses sei, was es in der katholischen Kirche streng genommen nicht sei. Unmittelbar religiöses Interesse hat für den Katholiken die Kirche als Institut, und nur, wenn das Dogma geradezu hiermit sich befaßt, wird es entscheidend. Man vergleiche die Duldsamkeit der Kirche in dogmatischen Dingen mit der strengen Justiz im Unfehlbarkeitsstreite. Dem Katholiken liegt alles daran, daß das Institut da sei, welches die Seligkeit verbürgt, die Wahrheit in sich birgt, und daß dies Institut frei und ungehemmt sei; man braucht gar nicht im einzelnen so genau zu wissen, was es bestimmt, so man nur glaubt und gehorcht (fides implicita). Etwa wie im Staatsleben das Dasein, die Existenz und Macht der Regierung und Justiz an sich von größerm Werte ist, als daß gerade alle einzelnen Regierungsakte, alle einzelnen Urteile gut und gerecht sind. Sonach bedeutet die Freiheit der Kirche vom Staat für den Katholiken etwas ganz Bestimmtes, Unerläßliches: daß nämlich dies greifbare, sichtbare Institut, so sichtbar, um mit Bellarmin zu sprechen, wie das Königreich Frankreich und die Republik Venedig, das unter einem absoluten Monarchen mit seiner vielgegliederten Hierarchie über den ganzen Erdboden sich verbreitet, in allen seinen Aktionen frei und ungehemmt sei von der Staatsgewalt, sei es, daß diese sich ganz oder teilweise zur Dienerin und Vollstreckerin kirchlicher Anordnungen hergiebt, sei es, daß sie die kirchlichen Organe mit den ihnen eignen Machtmitteln einfach gewähren läßt, sei es, daß sie, hinderlich eingreifend, zum Gegenstande erbitterten Kampfes gemacht wird. Die Selbständigkeit der Kirche ist hier in der That ein Grundsatz, mit dem die Kirche steht und fällt, weil eben das Wesen der katholischen Kirche Macht ist, weil diese irdische, sichtbare Form des religiösen Lebens sein eigenstes Wesen ausmacht.

These 1. Die Frage nach der richtigen Stellung der evangelischen Kirche zum Staat ist eine praktische, nicht eine theoretische. Anders verhält es sich mit der katholischen Kirche.

Wie anders steht es mit der evangelischen Kirche, und gerade vornehmlich mit der lutherischen Art! Im Wesen der reformirten Kirche steckt noch viel mehr Anstaltliches; wo sie sich ihrem eigensten Wesen gemäß entwickelt hat, hat sie ein thatkräftiges Herrschaftsgelüste nicht unterdrücken können; die Wege, welche die Reformation in Genf, in Holland, in Schottland gegangen ist, sind von den gelassenen Wegen Luthers sehr unterschieden. Es ist ein nicht ganz ungegründetes Urteil, daß, politisch betrachtet, die reformirte Kirche der lutherischen stets überlegen gewesen sei — ein Urteil, das recht verstanden, mir meinerseits ein Lob für uns zu sein scheint. Uns Lutheranern ist die Kirche ihrem Wesen nach am allerwenigsten Institution, äußerer sichtbarer Organismus. Es war der wunderbar gewaltige Idealismus Luthers, welcher seit der Apostel Zeiten in der ganzen Kirchengeschichte seinesgleichen nicht hat, daß er auf nichts, als auf das Wort, auf das Wort vertraute. Um die Gerechtigkeit und um die Seligkeit der einzelnen Seelen war es ihm zu thun; die sollte geschaffen werden durch das Wort Gottes, in dem Christus selbst wiedergebärend wirke. Die Kirche ihrem Wesen nach ist ihm lediglich die Gemeinde der Gläubigen, die sich durch Wort und Sakrament selbst erbaut und dazu des geistlichen Amtes bedarf, dem die Handhabung und Verkündigung des Wortes befohlen ist, aber lediglich durch geistliche Mittel. Jede Uebung weltlicher Gewalt, auch wenn sie sich mit Sicherung und Handhabung des Evangeliums zu schaffen macht, ist dieser Anschauung gemäß Ausfluß der obrigkeitlichen Macht; so entsteht auch in kirchlichen Dingen eine Herrschaft des Staates. Würde

die Kirche, die äußerliche, sichtbare Kirche, ihrem unsichtbaren Wesen recht genau entsprechen, so müßte sie, unverworren mit menschlichem Zwange, eine ganz auf sich selbst gestellte, nur durch das Wort (der Bischöfe) geleitete geistliche Gemeinschaft sein; weil sie aber in dieser Welt lebt und doch Macht auf die Welt gewinnen will, so muß sie ihre äußern Formen sich von der Staatsgewalt setzen lassen; nur daß das Evangelium und das Predigtamt frei bleibt. So ist die protestantische Kirchenverfassung entstanden.

These 2. Nach ursprünglich evangelischer, insonderheit lutherischer Auffassung gehört zum Wesen der sichtbaren Kirche nur die Predigt des Evangeliums und die Sakramente, damit das geistliche Amt. Alles andre, auch was zur äußern Sicherung des Evangeliums dient, ist ein Ausfluß der weltlichen Gewalt.

Es ist dies eine Anschauungsweise, die uns heutzutage außerordentlich fremdartig anmutet und weit abliegt von der Auffassung der Kirche, von welcher die heutigen Bestrebungen für größere Selbständigkeit der Kirche dem Staate gegenüber ausgehn. Da nimmt man die organisirte, gegliederte Kirchengemeinschaft mit ihren Konsistorien, Synoden u. s. w. als das Gegebne hin; die preußische Landeskirche, die hannoversche Landeskirche, das sind die Rechtssubjekte, von denen man ausgeht. Man weiß wohl, daß diese „Kirche" theoretisch sehr zu unterscheiden ist von der Gemeinde Jesu Christi; aber in der Praxis übersieht man diesen Unterschied wieder und argumentirt einfach so, als ob diese Kirche, Landeskirche, der Inbegriff des gesamten christlichen und religiösen Lebens wäre, und eben auch nur dieses. In diese „Kirche" soll das weltliche Regiment nicht hineinreden; diese „Kirche" soll selbständig ihre Angelegenheiten verwalten; dieser „Kirche" Vertreter, die Synoden und Behörden, fordern für ihre Gesetze und Verordnungen selbständige Giltigkeit. Wie steht es nun damit? Ist dieser Anspruch gegründet?

Man sehe die Sache ruhig und praktisch an, wie sie liegt. Wenn solche rein kirchliche Behörden über die geistlichen Aemter, die Form und Art der Sakramentsverwaltung, über vermögensrechtliche Anordnungen Beschlüsse fassen, so finden sie prompten Gehorsam. Wie aber, wenn sie sich beikommen ließen, etwa über Verpflichtungen der Gemeindeglieder Beschluß zu fassen — und solche gehören doch ebensowohl zur Kirche und deren Leben — werden sie Gehorsam finden? In einem Punkte geschieht es wohl, nämlich in Beziehung auf kirchliche Steuern. Aber gerade da greift die Staatsgewalt regulirend und ermächtigend ein. Wir haben bei uns in Hamburg jetzt gerade die Probe zu machen. Nachdem unsre Kirchensteuer den ersten rechtskräftigen Urteilen der Gerichte konform gemacht ist, liegt wieder ein Prozeß auf Ungiltigkeitserklärung des Gesetzes vor; es wird seitens des Klägers geltend gemacht, daß die Kirche weder ein auf freiwilligem Beitritt beruhender Verein sei, noch eine staatliche oder kommunale Gemeinschaft, und weder kraft eignen noch kraft delegirten Rechtes Steuern ausschreiben könne. Ich meinerseits teile diese Ansicht durchaus nicht; aber niemand kann wissen, wie die Gerichte entscheiden. Also selbst in diesem elementarsten aller Rechte, welche eine selbständige Gemeinschaft haben müßte, nämlich von ihren eignen Mitgliedern das benötigte Geld zu erheben, ist es mit der eignen Macht der kirchlichen Organe schlecht bestellt; wie würde es sein, wenn sie direkt in das religiöse Leben der Gemeindegenossen einzugreifen versuchen würden?

Zeigt es sich hier, daß diese „Kirche," um nur auf ihrem eignen Gebiete existiren zu können, der Mitwirkung andrer, staatlicher Organe bedarf, so erscheint die gleiche Differenz noch viel auffälliger, wenn wir auf den Umfang der Wirksamkeit blicken, die jene kirchlichen Organe zu üben haben. Sie erstreckt sich auf Bildung und Organisation der Gemeinden und ihrer Aemter, Bau und Unterhaltung von Kirchen, Wahl und Verordnung von Predigern, auch Gottesdienstordnung, Ueberwachung der Lehre, Handhabung von Sakramenten und kirchlichen Handlungen u. s. w., d. h. auf diejenigen Gegenstände, die wir alle kennen und durch langdauernde Gewöhnung als die eigentlich kirchlichen Arbeiten anzusehen gelernt haben. Umfaßt das aber wirklich das ganze kirchliche Leben, wenn wir unter Kirche den biblischen, symbolgemäßen, religiösen Begriff verstehen? Gehört nicht dazu einerseits eine ganze

Reihe von Aufgaben, welche die Familie, die Gesellschaft, der Staat versehen, ohne andre Mitwirkung der „Kirche," als die durch eine Bildung der Gesinnung hervorgebracht oder durch staatliche Uebertragung gegeben ist, ich meine Kindererziehung, Jugendunterricht, Eheordnung, allgemeine Volkssitten, Sonntagsordnung u. dgl. m., worauf die organisirte Landeskirche direkt nur einen geringen Einfluß hat? Und gehören nicht anderseits neben jenen gemischten Thätigkeiten zur Aufgabe der Gemeinde des Herrn gerade ganz insonderheit die Arbeiten, an denen unsre Zeit so reich ist, Heidenmission, innre Mission, Diakonissenwesen, Bibelverbreitung, Gustav-Adolf-Verein und Gotteskasten, christliche Volkslitteratur und wie alle diese doch eminent religiösen und kirchlichen Bestrebungen heißen? Nirgends in Deutschland hat man auch nur versucht, diese Bestrebungen der freien Vereinsthätigkeit zu entziehen und geradezu unter Leitung der offiziellen Kirche zu stellen: man wußte auch wohl, warum. Weil man eben bei der Leitung durch die gesetzlichen Organe nicht in gleichem Maße, wie bei den freigewählten Vereinsorganen, gewiß zu sein glaubte, daß die Arbeit in dem echten Geiste der Kirche geschehe. Ja mitten in den eigentlichen Umkreise der offiziellen Kirchenarbeit ist diese Privatthätigkeit durch den Bau von Kapellen und die Gründung kleinrer Gemeinschaften hineingegangen und hat damit den vollgiltigen Beweis gegeben, daß die verfaßte Kirche nur einen Teil dessen umfaßt, was in Wahrheit als Kirche und kirchliche Arbeit anzusehen ist.

Wie sollten wir demnach dazu kommen, die Kirche, die einzelne Landeskirche, wie sie sich in ihrer Verfassung darstellt, zu identifiziren mit der Gemeinde des Herrn, mit der auch unter uns lebendigen und wirksamen Kraft des Leibes Christi? So daß wir etwa theoretisch herauszuklauben suchten, was des Kaisers sei, was Gottes, um beides reinlich gesondert auf Staat und Kirche zu verteilen? Dann würde ja z. B., um einer der brennenden Fragen zu gedenken, es ganz natürlich scheinen, die Bildung der heranwachsenden theologischen Jugend als eine kirchliche Angelegenheit zu reklamiren und der kirchlichen Behörde die Besetzung der theologischen Professuren zu übertragen. Es bedarf aber nur einer kurzen Erwägung, um die Nichtigkeit solcher Argumentation zu erkennen. Im Grunde wollen diejenigen, welche ihr beipflichten, nichts andres, als eine größre Sicherheit dafür erlangen, daß heterodoxe Professoren ausgeschlossen werden. Diese größre Sicherheit mag nach der augenblicklichen Sachlage bei den Synoden zu finden sein. Aber an sich steht das garnicht fest; in Hamburg z. B. wäre das genaue Gegenteil richtig. Es liegt eben so, daß dieselben Meinungsverschiedenheiten, die sich im Staate und seinen Behörden finden, auch in der Kirche und ihren Behörden vorhanden sind; daß die Chancen für das, was wir eigentlich wollen, bald so, bald anders liegen können, und daß wir demnach uns sehr hüten sollen, durch Aufstellung eines Grundsatzes die Sache auf ein ganz andres Gebiet zu spielen.

Was ist nun, zusammengefaßt, das Ergebnis unsrer bisherigen Untersuchung? Daß die Kirche, empirisch genommen, keineswegs als ein völlig auf sich selbst ruhendes Institut angesehen werden kann, weil sie als Organ des Geistes Gottes einen über ihr eigenstes Herrschaftsgebiet hinausgehenden Einfluß auszuüben versuchen muß, und daß sie keineswegs als die vollständig umfassende Zusammenschließung aller der Kräfte und Thätigkeiten gelten kann, die uns als kirchliche im religiösen Sinne des Wortes zu gelten haben.

Staat und evangelische Kirche sind eben nicht zwei getrennte Personen, nicht zwei wesensgleiche Gemeinschaften, wie etwa zwei nebeneinander stehende Vereine, zwei kontrahirende Staaten, die einfach über gewisse Beziehungen überein kommen könnten. Sie sind Gemeinschaften, die thatsächlich größtenteils aus denselben Personen bestehen. Die Kirche ist zunächst eine Gemeinschaft des innern Lebens, aber sie muß notwendigerweise in eine große Anzahl von Verhältnissen eintreten, die der rechtlichen Regelung bedürfen; ja sie muß ihren Einfluß äußerlich und innerlich über ihre nächsten Angelegenheiten hinaus erstrecken. Der Staat, das Volksleben hinwiederum bedarf des geistigen Lebens der Kirche in den wichtigsten materiellen und

ideellen Angelegenheiten, um dem Gefäß seiner Macht den rechten wertvollen Inhalt zu geben. Das Verhältnis beider wird also nicht einfach dem der Religion zum weltlichen Leben gleichzusetzen und ist daher nicht nach theoretischen Grundsätzen, sondern nach praktischen, wenn man will, Nützlichkeitsmotiven unter Berücksichtigung der jedesmaligen Zeitlage festzustellen.

These 3. Die thatsächlich vorhandnen organisirten Kirchen gehen teils über das hinaus, teils bleiben sie hinter dem zurück, was eigentlich Sache der wahren Kirche ist, und hegen in sich nahezu die nämlichen Gegensätze, welche das Volk selbst in sich birgt. Ihre Organe können demnach die Rechte der Gemeinde Christi allgemein weder theoretisch beanspruchen noch praktisch ausüben.

D. Heinrich Röpe

Christian Friedrich Spittler

Ein Charakterbild aus den Anfängen der deutschen Missionsarbeit*)

Uebersicht: 1. Wie Spittler zu seiner Missionsarbeit kam; 2. Thätigkeit für die Heidenmission; 3. Auf dem Gebiete der innern Mission; 4. Charakteristik seines Wirkens und Denkens

Unsre Zeit ist eine Zeit der Vereine. Auch das kirchliche, überhaupt das christliche Leben der Gegenwart ist vielfach Vereinsleben geworden, und niemand wird es als grundsätzliche Verirrung beklagen, daß es so ist. Vor hundert Jahren stand es in dieser Beziehung noch anders. Als damals der erste christliche Verein im modernen Sinne gegründet werden sollte, d. h. als der jüngre Urlsperger, Pfarrer in Augsburg, damit umging, die Deutsche Christentumsgesellschaft zu stiften, da hatte man in der christlichen Welt große Angst: die einen fürchteten einen Jesuiten-, die andern einen Freimaurerorden! Die deutsche Christentumsgesellschaft kam aber doch im Jahre 1780 zu stande (die Stadt Basel war ihr Mittelpunkt) und ist die Mutter der wichtigsten Vereine für äußre und innre Mission in unserm Volke geworden.

Wir sagen jetzt mit Recht: die Thätigkeit für Bekehrung der Heiden und für alle möglichen gemeinsamen Aufgaben christlicher Liebe, welche die Not in der Christenheit der evangelischen Gemeinde stellt, der Betrieb dieser Werke in systematischer Organisation und mit Benutzung aller Mittel moderner Kultur — eine derartige, geordnete Arbeit sei die gesunde Ueberwindung des sich abschließenden, konventikelhaften Pietismus. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Wiege aller dieser Arbeit gerade der Pietismus gewesen ist. Das Lebensbild Spittlers mag diesen Satz im folgenden beweisen.

1. Wie Spittler zu seiner Missionsarbeit kam

Urlsperger wollte in seiner Deutschen Christentumsgesellschaft gerade die „frommen Kreise der evangelischen Kirche," d. h. die pietistischen Gemeinschaften hauptsächlich Süddeutschlands vereinigen, zunächst zum Austausch religiöser Erfahrungen, aber doch auch zum Zwecke der Verbreitung christlicher Schriften und der Unterstützung notleidender Mitglieder, besonders in heidnischen und katholischen Ländern. Die Gesellschaft hatte von 1785 an ein eignes Organ, das heute noch besteht, die „Sammlungen für Liebhaber christlicher Wahrheit und Gottseligkeit." Hier waren die gemeinsamen Aufgaben der Vereinigung besprochen, hier kam der pietistische Geist mit der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi und andern Besonderheiten zum Wort. Die Redaktion dieser „Sammlungen" und die geistige Leitung der Gesellschaft lag in der Hand eines Sekretärs, der jedesmal ein Schwabe und bis auf den letzten, nämlich Spittler, ein Kandidat der Theologie war.

Spittler kam aus einer württembergischen Schreibstube, deren Geschäfte ihn innerlich, wie er oft klagte, unbefriedigt ließen, zumal seit eine todesähnliche Ohnmacht, die ihn plötzlich befiel und die er als besondern Wink von oben auffaßte, ihm eine ernstre Richtung gegeben hatte. Mit Freuden nahm er daher im Jahre 1801 den Ruf in den Dienst der Christentumsgesellschaft an. Da war es freilich für seine kräftige, zum Wirken in das Weite drängende Natur kein Leichtes, die untergeordneten Geschäfte der Rechnungsführung und teilweise der Korrespondenz zu besorgen. Anziehend war damals für ihn wesentlich nur der Briefwechsel mit katholischen Geistlichen, den er im Auftrage der Gesellschaft zu führen hatte und der ein sprechendes Zeichen jener Zeit war. Man suchte ja namentlich auch mit frommen Katholiken in religiösen Verkehr zu treten, ohne daß man ihren Uebertritt zur evangelischen Kirche für notwendig hielt. Goßner, der auch den äußern Schritt als Probe seiner evangelischen Gesinnung wagte, blieb eine Ausnahme. Was für eine Freude war es aber für Spittler, Leute wie Sailer, Leander v. Eß, Boos, Lindl durch Vermittlung der Basler Bibelgesellschaft mit ganzen Lasten heiliger Schriften zu versehn. Was erweckte es überhaupt damals für Hoffnungen, wenn man hörte, welcher Hunger nach Gottes Wort in vielen katholischen Gegenden vorhanden sei! Goßner gründete ja noch als katholischer Priester in Regensburg eine Bibelgesellschaft, die sich die Bibelverbreitung unter dem katholischen Volke zur Aufgabe machte! Freilich die Hoffnung, der sich damals auch Spittler hingab, es werde nun bald auf Grund der Bibel zur Vereinigung der christlichen Kirchen kommen, wurde in kurzer Zeit schmerzlich getäuscht: mit großer Schärfe traten die Bischöfe, einer nach dem andern, gegen jene evangelische Richtung innerhalb der römischen Kirche auf, man sammelte und — verbrannte Neue Testamente und andre christliche Schriften in großer Zahl.

Wenn Spittler in diesem Punkte eine ihm lieb gewordne Arbeit aufgeben mußte, so bot sich ihm vom Jahre 1808 an, als er selbst das Sekretariat bei der Christentumsgesellschaft übernahm, eine ganze Reihe neuer Aufgaben. Im frühern Augustinerhospiz, wo Martin Luther auf seiner Romreise übernachtet haben soll, im sogenannten Fälkli nahe beim Münster, schuf er auch einen äußern Mittelpunkt für die Arbeit der Gesellschaft. Hier war ein reichhaltiges Lager von christlichen Schriften, das jetzt noch als eine der ausgedehntesten Buchhandlungen mit der Spezialität evangelischer Erbauungslitteratur besteht; im Fälkli konnte jeder Handwerksgeselle sein Neues Testament holen; hier wurden Pläne für alle möglichen christlichen Unternehmungen besprochen; hier fanden sich Hilfesuchende aller Art ein, und der Mittelpunkt von allem war Spittler. Er stellte die Aufgabe, die Urlsperger der Christentumsgesellschaft gegeben, in seiner Person lebendig dar, er blieb, nachdem ein reicher Kranz von Töchtervereinen thatsächlich an die Stelle des Muttervereins getreten war, doch bis zu seinem Tode (1867) der Sekretär der alten Vereinigung, eine patriarchalische Gestalt aus der „guten alten Zeit."

2. Thätigkeit für die Heidenmission

Es ist erstaunlich, wie viele christliche Werke, die zum Teil noch jetzt in großartiger Blüte stehen, auf Spittlers Anregung zurückgehn. Da ist vor allem die Basler Heidenmission. Die Anfänge sind sehr bezeichnend. Als Spittler im Jahre 1806/7 mit dem Gedanken der Gründung einer Missionsanstalt hervortrat — in ganz Süddeutschland, sowie in der Schweiz bestand damals noch nichts der Art —, da wurde ihm von pietistischer Seite ernstlich abgeraten: Das wäre eine geistliche Fabrik! hieß es, oder: Von Anmeldung dafür dürfte jedenfalls keine Rede sein, man müsse die vom Geiste Gottes gezognen jungen Kräfte aussuchen! Erst die Ereignisse des Jahres 1813, die auch in Basel (Belagerung von Hüningen) als ernste Sprache Gottes empfunden wurden, brachten Spittlers Gedanken der Verwirklichung näher. Als der Friede geschlossen war und durch die heilige Allianz für immer gesichert schien, da hatte man besonders in Basel und in Württemberg das Gefühl: jetzt ist es Zeit für die Heidenmission. Mit beredten Worten wußte Spittler diese Stimmung zu benutzen. Nachdem die Geißel des Krieges von uns genommen ist, sagte er, erwartet Gott von uns, daß andre Kriegsheere, Scharen von Evangelisten, herausziehn, um Christi Reich zu verbreiten. So kam es im Jahre 1815 zur Gründung der Basler Mission, und trotz der teuern Zeit, die kurz darauf folgte, bekam sie sofort kräftige Unter-

*) Dem Folgenden liegt die neuste, auf Originalquellen beruhende, freilich etwas ungeordnete Darstellung von Spittlers Leben von Joh. Kober (Basel, C. F. Spittler, 1887; 5 Frcs) zu Grunde.

stützung hauptsächlich aus Württemberg. Spittler, der ein besondres Talent dafür besaß, Geldquellen bei reichen Leuten flüssig zu machen, half thatkräftig mit, wurde Mitglied des Komitees und blieb es bis zu seinem Ende, nützte auch späterhin noch viel durch Rat und That, hauptsächlich wenn es sich um Gewinnung neuer Kräfte handelte. Aber seine Hauptgabe und Aufgabe war nicht Angefangnes fortführen, sondern stets Neues ersinnen und schaffen.

In Basel mußten manche wegen zu schwacher Begabung zum Missionsdienste abgewiesen werden; für diese suchte Spittler Verwendung in seiner Pilgermission. Er wollte hier hauptsächlich „christlich gesinnte" Handwerker heranbilden, die, mit gründlichem Bibelunterricht ausgestattet und in ihrem Handwerkerberufe gut geschult, in Heidenländern, aber auch „in rationalistischen Gegenden der Christenheit" durch ihren Wandel, durch Verbreitung christlicher Schriften, etwa auch durch Gehilfendienst bei Pfarrern oder eigentlichen Missionaren die Sache des Evangeliums fördern sollten. Dieses Werk, Pilgermission genannt, weil es auch äußerlich den Charakter größter Einfachheit und Niedrigkeit tragen sollte, blieb Spittlers Schoßkind, hat ihm aber auch am meisten Sorgen und Enttäuschungen gebracht; die Sache war eben schon in der Idee nicht klar genug abgegrenzt und noch weniger kann man sagen, daß sie praktisch genug angefaßt worden wäre.

Die ersten Versuche auf badischem Boden schlugen wiederholt fehl. Erst im Jahre 1840 gelang es, eine geeignete Stätte zu finden; man richtete die verfallne St. Chrischonakapelle auf einem prächtig gelegnen Hügel gegenüber von Basel zur „Pilgermissionsschule" her, wobei die Basler Regierung durch Geldunterstützung mithalf. Für äußre und innre Mission zugleich sollten die Chrischonabrüder herangeschult werden; sie konnten sich freilich, was das Maß ihrer theoretischen, aber auch technischen Ausbildung betrifft, mit den Brüdern des Rauhen Hauses oder den Zöglingen des Basler Missionshauses weit nicht messen. In der ersten Zeit wurden hauptsächlich drei ferne Länder als Arbeitsstätten für sie ins Auge gefaßt: Nordamerika, wo sie als Schullehrer, Katecheten, Prediger unter den eingewanderten Deutschen wirken sollten, dann aber besonders Palästina und Abessynien.

Der Orient trat in Spittlers Gesichtskreis schon anläßlich des griechischen Freiheitskrieges (1827 bis 1829). Die Griechenbegeisterung, die damals die besten Männer Deutschlands ergriff, verband sich bei ihm mit dem Plane der Evangelisation und sittlichen Umgestaltung des griechischen Volkes. Der von ihm gestiftete Griechenverein sollte Griechenkinder, namentlich solche, die man zuvor aus der türkischen Gefangenschaft losgekauft hätte, in Basel evangelisch erziehen lassen und dann als Evangelisten in ihre Heimat senden. Aber wie so vieles, was man damals für Griechenland unternommen hat, schlug auch dieser Plan fehl. 1832 löste sich der Griechenverein wieder auf.

Jetzt wendete Spittler seine Blicke weiter nach Osten, ins gelobte Land. Palästina sollte in christlichem Geist kolonisirt werden. Als im Jahre 1837 der edle Schubert seine Reise von München nach Jerusalem antrat, verband sich Spittler mit ihm, damit er den Boden für das Kolonisationsprojekt untersuche. Schubert riet nach seiner Rückkehr entschieden zur Ausführung; auch andre Palästinakenner erklärten und erklären noch, gerade christliche Handwerker seien besonders geeignet, unter den traurigen Verhältnissen des heiligen Landes für die Ausbreitung des Evangeliums zu wirken. Bei Spittler kam freilich noch etwas andres hinzu. Wie sein Landsmann Christof Hoffmann, der selbst ein Jahr lang Inspektor auf der Chrischona gewesen war, betrachtete auch er als notwendige Folge der alttestamentlichen Weissagungen, daß sich das „Volk Gottes" im heiligen Lande sammle, um Christi Wiederkunft zu erwarten. Spittler begann in Jerusalem mit dem „Deutschevangelischen Brüderhaus," für das der treffliche Gobat, seit 1846 englischer Bischof in der heiligen Stadt, den Boden geebnet zu haben schien. In welchem Sinne Spittler hierbei missioniren wollte, erhellt besonders klar aus einem bezeichnenden Ausspruch, den er that, als damals von Hessen und wieder von Elberfeld aus eine Kolonisation im großen Stil ebenfalls in Palästina ins Werk gesetzt werden sollte; von so etwas Größerm wolle er nichts wissen, er wolle „eine kleine Kolonie von einigen demütigen Brüdern." Freilich hat er gleich den beiden ersten „Brüdern," die hineinkamen, Palmer und Schick (jetzt Baurat in Jerusalem), übermenschlich viel zugemutet und hat besonders durch sein Verbot der Verheiratung sie genötigt, in englischen Dienst zu treten. Im Jahre 1855 nahm der Bischof Gobat das Brüderhaus in eigne Hand, um es für die abessynische Mission nutzbar zu machen.

Spittlers eigentliches Palästinaprojekt schlug also fehl. Von bleibender Bedeutung war nur das von ihm 1856 eröffnete christliche Handlungshaus in Jerusalem und hauptsächlich das syrische Waisenhaus, dessen Gründung wesentlich auf Spittlers Anregung hin anläßlich der schrecklichen Christenverfolgung in Syrien (1860) erfolgte und das ein großer Segen für Palästina geworden ist, wohl auch in Zukunft ein Haupthebel für die Christianisirung des heiligen Landes bleiben dürfte (neben Talitha kumi, vgl. Jg. 1, Nr. 30, S. 291 d. Bl). Das Handlungshaus aber, wie auch das unter Vater Schneller stehende Waisenhaus, sind längst von der Pilgermission gelöst und stehn in selbständiger Verwaltung.

Noch weniger unmittelbaren Erfolg hatte Spittler in Abessynien. In die verknöcherte altchristliche Kirche daselbst einen neuen Lebensstrom zu leiten, war ein Lieblingsgedanke nicht bloß von ihm, sondern auch von Bischof Gobat, der selbst als Missionar dort gewirkt hatte. Dazu kam, daß ein treffliches Mädchen aus dem südlich von Abessynien wohnenden Stamme der Gallaneger (zum Teil die Bevölkerung des jetzigen deutschen Ostafrikas) namens Fatme nach ihrer Taufe in Kornthal (Württemberg) ihren Paten Spittler in der rührendsten Weise bat, er möge doch dafür sorgen, daß ihr Volksstamm das Evangelium bekomme. So wurden denn vom Jahre 1852 an Chrischonabrüder für Abessynien ausgebildet. Aber jetzt kams zum Konflikt mit der Missionsanstalt in Basel. Man nannte Spittlers Unternehmen eine Konkurrenzmission, die der Basler die Beiträge ihrer Freunde zum Teil entziehe; er solle sich auf das Gebiet der innern Mission beschränken. Spittler, der jede Sache „gut" hieß, wenn sie nur aus „gutem" Herzen kam, empfand diese Aufforderung als schwere Kränkung; er wollte seine Chrischonaleute als „Freikorps" anerkannt wissen und konnte sich nicht davon überzeugen, daß man auch auf dem Missionsgebiete ohne Einhaltung der Ordnung nichts erreicht. Aber er unterwarf sich und übergab die abessynischen Missionsbrüder an Bischof Gobat. Jedoch auch in dessen Hand mißglückte das abessynische Unternehmen. Das muß besonders von einem kühnen Gedanken gesagt werden, der sich damit verband und auf Spittler selbst zurückzuführen ist, von dem Gedanken der Apostelstraße. Spittler wollte Jerusalem mit Abessynien verbinden und meinte, der Weg über das Rote Meer und das jetzt viel genannte Massaua sei zu schwierig, daher sollten am Nil hinauf zwölf Stationen, je ungefähr fünfzig Stunden von einander entfernt, errichtet werden. An jedem Punkte sollte eine kleine christliche Kolonie sein mit Industrie, Handel, Landwirtschaft und besonders Bibelniederlage, natürlich alles in der Hand entschiedner Christen. Mit englischem Gelde wurden auch etliche Stationen wirklich eröffnet (1860—1864); aber bald sah man, daß die Kosten in keinem Verhältnis zu dem standen, was damit erreicht wurde, und zuletzt vernichtete der englisch-abessynische Krieg alles Angefangne.

3. Thätigkeit auf dem Gebiete der innern Mission

Wie ergings nun Spittler auf dem Gebiet der innern Mission, auf das er sich seit 1853 vollständig beschränken sollte?

Seine Chrischonabrüder hat er zum Teil zu ganz tüchtigen Bibelkolporteuren, Stadtmissionaren, Herbergsvätern herangebildet. Er hat aber auch eigne Anstalten geschaffen, in denen die Brüder die Rettungsarbeit lernen oder dauernd leiten sollten. Auf dem Chrischonahügel errichtete er die Pilgerhütte, ein Asyl für junge Männer, die, durch eigne Schuld heruntergekommen, durch christliche Erziehung zu einem geordneten Leben zurückgebracht werden sollten. An Kandidaten hierfür fehlte es nie, besonders an solchen aus der Welt der

Trinker, es fehlte aber auch nicht an betrübenden Erfahrungen und schweren Enttäuschungen. Lange Zeit wollte Spittler die Pilgerhütte zugleich zum Asyl für solche katholische Geistliche machen, die evangelisch werden möchten; aber auch diesen Gedanken mußte er wieder aufgeben.

Eine andre Schöpfung der innern Mission war die Pfingstwaide (1850). Auch hier zuerst große Gedanken: In der Nähe des Bodensees auf württembergischem Gebiete gelegen, sollte die Anstalt für die katholischen Gegenden in Oberschwaben, Bayern, Oesterreich, der Schweiz, Baden der Mittelpunkt einer Evangelisationsarbeit, besonders der Bibelverbreitung sein. Eine zeitlang gings auch ordentlich, wenigstens auf schwäbischem Boden, wo die „Brüder" unter Anleitung und Aufsicht eines evangelischen Pfarrers die zerstreuten Protestanten aufzusuchen, auch Unterrichts- und Erbauungsstunden zu halten hatten. Aber ökonomische Schwierigkeiten geboten, den ursprünglichen Plan aufzugeben. Die Pfingstwaide ist seit 1862 Anstalt für epileptische Kranke und steht als solche in Segen; seit 1868 ist sie nicht mehr im Zusammenhange mit der Chrischona.

Man kann diesen Vorgang typisch heißen für alles, was Spittler geschaffen hat. Wo er seinen Plan selber durchführen wollte, ist es gewöhnlich nichts oder etwas ganz andres geworden. Anders, wo er nur den Gedanken hergiebt und die rechten Leute gewinnt, die das Werk durchführen. So wars auch mit der Armenschullehrer- und Rettungsanstalt in Beuggen. Wie bei der Schöpfung des edeln Johannes Falk in Weimar, so war es auch hier das Elend des Krieges mit den Hunderten von verlassnen und verwilderten Kindern, was den Anlaß zur Gründung der Anstalt gab. Als Spittler eines Abends im Jahre 1816 mit seinem schwäbischen Landsmanne Chr. H. Zeller auf der herrlichen Münsterterrasse in Basel (der „Pfalz") wandelte, da redete er mit seinem Freunde angesichts der herrlichen Abendlandschaft davon, in welchem traurigen Gegensatz das Elend so vieler Kinder zu der schönen Natur vor ihren Augen stehe, und begeisterte Zeller für den Gedanken, als Parallelinstitut zu der kurz vorher gegründeten Basler Missionsanstalt das Rettungshaus und Armenlehrerseminar „für die vielfach so heidnisch gesinnte Christenwelt" zu gründen. Im Jahre 1820 wurde der Gedanke zur That in Beuggen, wo ein auf badischem Boden am Rhein gelegnes Schlößchen Rettungshaus, Taubstummenanstalt und Lehrerseminar heute noch beherbergt.

Aehnlich gings mit dem Diakonissenhaus in Riehen. Als Fliedner im Jahre 1852 von seiner Palästinareise zurückkam (auf welcher er die in Nr. 30 des ersten Jgs. S. 291 genannten Stationen gegründet hatte), hielt er in Basel einen Vortrag über die Diakonissensache; sofort benutzte Spittler die Gelegenheit, für ein Basler Diakonissenhaus zu werben, und brachte ein solches in dem benachbarten Riehen zu stande. Seiner Anregung ist namentlich die Einführung der wichtigen Gemeindepflege in Basel zu danken.

So steht noch manches Werk christlicher Barmherzigkeit in und um Basel, in dessen Geschichte der Name Spittler eine hervorragende Rolle spielt; und wenn wir hinzunehmen, was er im Verborgnen Liebe geübt, wie er da einer armen Familie Hilfe geschafft, dort ein bekümmertes Gemüt aufgerichtet, so steht Spittler jedenfalls als ein Mann vor uns, der das Beste im echten Geiste christlicher Nächstenliebe gewollt hat.

4. Charakteristik seines Wirkens und Denkens

Das Bedenken können wir freilich angesichts einer so vielgeschäftigen Wirksamkeit nicht unterdrücken, ob nicht auf ihn das Sprichwort seine Anwendung finde: Qui trop embrasse, mal étreint! Ging die Ausdehnung in die Weite nicht auf Kosten der Gründlichkeit und praktischen Anlage im einzelnen? Das war in der That überall da der Fall, wo er die Ausführung einer Sache selbst in die Hand nehmen mußte. Denn ihm fehlte die organisatorische Gabe und das kaufmännische Geschick. In Geldsachen traute er jedem, was bei einem Kaufmann keine Tugend ist.*) War so schon durch seine Begabung eine Schranke seines Wirkens gegeben, deren Ueberschreitung jedesmal einen schmerzlichen Verlust zur Folge haben mußte, so kam noch eine andre Schranke hinzu, die in seinen pietistischen Anschauungen lag. Das Organisiren ins Große hielt er für nichtchristlich; auch äußerlich die Knechtsgestalt tragen, äußerlich arm und gering bleiben, das schien ihm Bürgschaft für den Erfolg. Vergleichen wir die Schöpfung Wicherns mit dem, was Spittler erreicht hat, so kann man nicht zweifelhaft sein, wo der größre Erfolg und das bessre Verständnis für den Missionsbetrieb gewesen ist.

Echt pietistisch war ferner die Art, wie Spittler auf sogenannte Winke Gottes zu achten pflegte. Er will nichts Neues beginnen, ohne ein Zeichen von oben zu haben, das gewöhnlich in etwas Merkwürdigem, Außerordentlichem bestehn soll. Ist das neutestamentlicher, evangelischer Glaube? Nicht auf Zeichen achten, sondern die Umstände gewissenhaft erwägen, seine Kraft messen, ob mans habe hinauszuführen (Luk. 14, 28 ff.), und dann kühn vorangehn im Vertrauen auf Gott, das ist echt christliche Art!

Für den pietistischen Charakter von Spittlers Wirken ist ferner seine Erklärung besonders bezeichnend, er wolle nur einzelne Seelen retten, da eine und dort eine; den Strom des Verderbens im ganzen könne man nicht mehr aufhalten. Woher wußte er das? Es war bei ihm eine Folge seiner Erwartung von Christi baldiger Wiederkunft; auch in diesem Punkte also zeigt sich das Bestreben, der urchristlichen Gemeinde äußerlich, d. h. in unwesentlichen Punkten, gleich zu sein. Wo aber diese Tendenz zu Grunde liegt, ist der Keim des Sektenhaften bereits gegeben. Einen sonderbaren Ausdruck fand jene Wiederkunftshoffnung bei Spittler in der Gründung von „Elfervereinen." „Weil wir in der elften Stunde leben und der Herr bald kommen wird," deshalb sollten in Stadt und Land Gemeinschaften gebildet werden, die einerseits je elf Exemplare der „Basler Sammlungen" abzusetzen suchten, anderseits aber geistige Wachtposten wären, indem sie die Zeichen der Zeit im Auge behalten und sich zur Wachsamkeit auf die Wiederkunft ermahnen sollten. Daß dieses Leben in der Zukunft für die praktischen Aufgaben der Gegenwart vielfach ungeschickt macht, kann man an Spittlers Werk auch beobachten.

Endlich die kirchliche Stellung Spittlers. Er konnte es nie begreifen, daß er für seine Brüder, wenn sie als Evangelisten thätig sein und neben Geistlichen der Landeskirche arbeiten sollten, die Ordination nachsuchen müsse, wie sie z. B. die Basler Missionszöglinge bekommen. Er sprach von einer Kirchen- und Laienkaste, die man mit der Ordination aufrichte! Der Sinn für die kirchliche Ordnung ging ihm also so gut wie ganz ab. War das ein Erbstück aus den Konventikeln seiner schwäbischen Heimat? Aus pietistischer Gewohnheit stammte jedenfalls der heillose Sprachgebrauch, den leider auch Spittlers Biograph Kober sein ganzes Buch hindurch festgehalten hat: Reichsgottesarbeit, soll heißen Arbeit in äußrer und innrer Mission! Wohin das führt, dafür nur ein Beispiel. Von einem Nürnberger Kaufmann Naumann wird S. 184 des Buches erzählt, er habe sich neben seinem kaufmännischen Geschäft an allen „Reichsgottesarbeiten" beteiligt, aber allerlei Schwierigkeiten, in die er „wegen zunehmender Konkurrenz" geriet, brachten in ihm, wie er sagte, den Entschluß zur Reife, noch in der elften Stunde sich von allem Merkantilischen zurückzuziehen und in den Dienst des Reiches Gottes (d. h. der Spittlerschen Buchhandlung) „unmittelbar" zu stellen! Auch das „unmittelbar," das hier wenigstens noch dabei steht, läßt man aber gewöhnlich weg und erweckt also (mit oder ohne Wissen?) den Schein, als wäre das Thun eines Missionars oder Bibelboten von vornherein gottwohlgefällig und allein Dienst im Reiche Gottes, während der Handwerker, Kaufmann, Arbeiter, die Hausfrau und Dienstmagd sich mit einem „weltlichen" Geschäft begnügen müßten, in dem sie Gott nicht so gut dienen können!

Einen ebenso fatalen Sprachgebrauch erleidet das Wort

*) Spittler berührt sich hier mit seinem schwäbischen Landsmann G. Werner, mit dem er überhaupt manches Verwandte hat. Ganz dieselbe Geschichte, die man von Werner erzählt, kam bei Spittler in Friedrichshafen vor; er gab hier dem Wirt, bei dem er logirte, bei seiner Abreise einfach seine Börse mit der Bitte, herauszunehmen, soviel die Rechnung betrage!

„gläubig“ hin und wieder in dem Buche Kobers auch. Darunter versteht man orthodox oder pietistisch oder beides. Leider hat Spittler gerade im Punkte der Orthodoxie seine sonstige Milde manchmal recht gründlich vergessen und hat z. B. dem edlen Professor der Theologie de Wette in Basel damit schwere Stunden bereitet. Es war doch etwas mehr als naiv, wenn er an diesen Mann, dessen echt christliche Gesinnung er von der Predigt her kannte und dessen Theologie er nicht verstand, die schriftliche Zumutung richtete, er solle „die gefährlichen Lehren, um die es sich besonders handle, zurücknehmen und öffentlich bekennen, daß er nunmehr andrer Ansicht geworden sei!“ Später hat er sich dann mit de Wette versöhnt. Ein hübsches Zeugnis für seine Naivität in kirchlichen Sachen kann hier um der innern Verwandtschaft willen angefügt werden. Als im Frühjahr 1853 drei Jesuiten nach Beuggen kamen und das Schloß, in dem Zellers Anstalt war, zu einem Jesuitenkollegium ankaufen wollten, gab Spittler den Trost: „Ich will gern zu dem alten Erzbischof in Freiburg gehn und ihn angelegentlich bitten, meinen alten, teuren Bruder Zeller in Ruhe zu lassen, und da er selbst achtzig Jahre alt ist, wird er wohl ein Einsehn haben!“

Und doch hat dieser Mann mit dem altväterisch begrenzten Gesichtskreise manchmal seiner Zeit vorausgesehn und im Sinne des gegenwärtigen Missionsbetriebes geraten oder gehandelt. Er hat z. B. den wichtigen Rat gegeben, mit der Basler Mission einen ausgedehnten Handel zu verbinden, nicht bloß damit das Missionswerk finanziellen Gewinn habe, sondern namentlich damit das Evangelium im Bunde mit christlicher Kultur in den Heidenländern auftreten könne. Und wenn wir, auch abgesehn von derartigen Einzelheiten, den Mann im ganzen mit der patriarchalischen Art seines Wirkens zu den Männern der gegenwärtigen Mission in Gegensatz stellen müssen, Spittler ist jedenfalls groß gewesen in seiner Zeit; und wen die Liebe Christi also drängt, daß ihm keine Last zu schwer ist, daß ihn kein Mißerfolg und keine Kränkung in dem Dienste irre machen kann, zu dem er sich von Gott berufen glaubte — ein solcher Mann hat jederzeit auf unsre Bewunderung Anspruch.

P W

Die Festwoche in Basel und die Kamerun-Mission

Zu Ende Juni oder Anfang Juli strömt alljährlich eine große Menge von christlichen Freunden in Basel zusammen. Da sieht man nicht nur Geistliche und sonstige gebildete Leute aus der Schweiz, Württemberg, Baden, dem Elsaß und einzelne aus größrer Entfernung gekommne, sondern auch die Volkstrachten dieser Länder, die Wiesenthaler Flügelhauben, die Berner weißen Brusttücher, die schwäbischen kleinen schwarzen Häubchen mit herabhängenden Bändern u. a. fallen dem Fremden in die Augen. Auch dies Jahr haben sich trotz des Falls Wohlgemuth Deutsche und Schweizer friedlich versammelt, um die schönen Feste zu feiern, die in dieser Woche sich zusammendrängen: Fest des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, Judenmissionsfest, Bibelfest, Heidenmissionsfest und Jahresfest der Anstalt in Beuggen. Denn der Missionsinspektor Oehler war kaum vorher von seiner neunmonatlichen Visitationsreise in China und Ostindien zurückgekehrt, — Gott sei Dank, so frisch aussehend, daß man keine nachteilige Einwirkung des Tropenklimas auf seine Gesundheit bemerken konnte.

Wir können hier nicht alle die mancherlei christlichen Erfahrungen und anregenden Gedanken wiedergeben, die in den verschiednen Festversammlungen ausgesprochen wurden. Wir möchten nur eine kleine Skizze von dem Stande des Basler Missionswerks geben, wie er in dem Jahresbericht und in den Ansprachen des Inspektors dargestellt wurde.

Der Inspektor sprach sich über den Erfolg der Mission in China viel befriedigter aus als über Ostindien. In dem Hakkastamm, unter dem die Basler Missionare arbeiten, sind jetzt doch 3286 Christen gewonnen, in weitem Umkreis zerstreut. Der Inspektor konnte auf einer Reise von ungefähr 200 Wegstunden fast immer bei Christen übernachten, außer den

Nächten, die er auf dem Boote zubrachte. Mit fliegenden Fahnen, mit Salutschüssen und Feuerwerk wurde er in chinesischen Städten und Dörfern begrüßt. Die chinesische Obrigkeit ließ es geschehn, daß dem „Obermissionar von Deutschland“ ein so festlicher Empfang bereitet wurde, und es versicherte ihn ein christlicher Gemeindeältester, wenn auch die Christen in China durch eine Verfolgung zerstreut würden, würden sie sich doch wieder sammeln. Sie sind viel opferwilliger für die Zwecke ihrer Kirche als die Christen in Indien. Große Schwierigkeiten macht der christliche Schulunterricht, weil das Erlernen der Zeichenschrift sehr viel Zeit erfordert und doch das chinesische Bildungsideal in der Kenntnis der chinesischen Klassiker beruht, die Lepsiussche Buchstabenschrift aber von den heidnischen Chinesen gar nicht angenommen wird. Die Mission kann und will die Chinesen nicht entnationalisiren; darum muß auch in den christlichen Schulen auf die Zeichenschrift mehr Zeit verwendet werden, als man früher geplant hatte.

In Ostindien sind allerdings größre Christengemeinden gesammelt. Die Seelenzahl der Basler Stationen beträgt 9400. Darunter zählt die Mangalur-Gemeinde schon so viel wie die Hälfte der chinesischen Stationen zusammen. Aber es ist dort mit viel größrer Aufbietung von Arbeitern für die Predigt des Worts und für die Industrie, und längre Zeit gewirkt worden als in China. Es ist ein entnervtes, durch das Kastensystem an allem höhern Streben gehemmtes Volk in Ostindien, viel bettelhafter als in China. Der Zwang der Kaste gilt mehr als alle religiöse Ueberzeugung. Daher verhältnismäßig wenige Heidentaufen, und dann doch wieder da und dort Eifersucht zwischen den verschiednen Stämmen oder gegen den europäischen Missionar. Allein daß das Heidentum gegenwärtig große Anstrengungen macht, um mit dem Christentum in verschiednen Bestrebungen zu konkurriren, ist immerhin ein Zeichen, daß die Predigt nicht vergeblich gewesen, und an wohlthuenden Einzelzügen fehlt es auch nicht. Die große Hilfe, welche die Basler Mission an ihrer Industrie hat, um die durch ihren Uebertritt vom bisherigen Beruf Ausgeschloßnen zu beschäftigen, wurde auch von Missionaren andrer Gesellschaften, die der Inspektor besuchte, anerkannt.

Auf der Goldküste in Afrika hat die Basler Mission jetzt 8224 Gemeindeglieder gesammelt. Im letzten Jahre betrug der Zuwachs 729. Die Verfolgungen haben aufgehört, und das Christentum breitet sich weiter ins Innre aus, den Voltastrom aufwärts, wie auch westlich gegen das Fanteland. Tüchtige eingeborne Arbeiter gehn jetzt als Bahnbrecher in die heidnischen Gebiete hinein, während sie früher gewohnt waren, nur dem europäischen Missionar zu folgen. Aber daneben geht es wie in Ostindien, daß in der zweiten Generation von Christen manche Aergernisse zu beklagen sind, wie wir sie in unsern alten Christengemeinden finden.

Als das Schmerzenskind der Basler Mission erschien bei dem diesjährigen Fest Kamerun, die deutsche Kolonie. Nicht ohne Bedenken hat Basel dieses Arbeitsfeld übernommen, als die Abgeordneten der deutschen Missionsgesellschaften auf der Konferenz in Bremen 1884 einstimmig dazu aufforderten; denn man wußte in Basel, welche Opfer an Menschenleben und Geld man durch ein zweites Missionsfeld in dem mörderischen Klima von Westafrika übernehme. Man ließ sich durch die Berichte einzelner Reisenden, als ob Kamerun nicht ungesund wäre, nicht täuschen. Nun sind von den zwölf ausgesandten Missionaren bereits vier gestorben; acht stehen in Arbeit; drei rüsten sich zum Auszug. Es heißt im Jahresbericht:

> Mehr als einmal sind wir im Laufe des hinter uns liegenden Jahres durch die Nachrichten aus Kamerun aufs tiefste bewegt, gedemütigt und erschüttert worden.

Außer den Todesfällen gab es auch noch viele Krankheitsnot und beschwerliche Bauarbeiten; die von den englischen Baptisten übernommnen Stationen scheinen selbst im Aeußern unter der ausschließlichen Leitung von Schwarzen sehr heruntergekommen zu sein. Mehr als alles andre aber bekümmerte natürlich die Missionare der Zustand der Gemeinden. Wir haben schon im vorigen Jahre berichtet (vgl. Nr. 13), wie die Hauptgemeinde Bethel sich geweigert hat, die Gemeindeordnung der Basler Mission anzunehmen, weil

sie vom Branntweinhandel nicht lassen und ihre dem Missionar gegenüber unabhängige Stellung nicht aufgeben wollte. Diese Bethelgemeinde ist ausgetreten; aber die Außenstationen am Kamerunfluß abwärts und aufwärts sind bis jetzt der Basler Mission treu geblieben und in erfreulichem Fortschritt begriffen, sodaß der Bericht 160 Gemeindeglieder und 88 Taufbewerber zählen konnte, die sich zu Basel halten. Von der anglisirten Gemeinde Victoria, die einst mit Missionar Saker von Fernando Po herüberkam und aus der Nachbarschaft sich verstärkte, erwartet der Bericht, daß sie demnächst ebenfalls sich lossagen werde. Es sind übrigens nur 30 Christen.

Diese Kolonisten, Christen und Heiden untereinander, bildeten zusammen einen Freistaat, der ein unbeschränktes Regiment über die eingeborne Bevölkerung der Umgegend beanspruchte und übte, bis vor etlichen Jahren die Deutschen dieser Selbstherrlichkeit ein schmerzlich empfundnes Ende bereiteten. Der Gedanke, daß sie, die Honoratioren, mit den gewöhnlichen Negern vom Bakwiristamm in eine Gemeinde verfaßt, daß ihnen das Evangelium in einer Negersprache, statt in einer europäischen Sprache verkündigt werden sollte, daß ihre Kinder in der Schule das Wort Gottes in der allgemein verständlichen Duallasprache lernen sollten, statt in halbverstandnem Englisch oder in unverstandnem Deutsch, ist ihnen unerträglich. Sie verlangten, in Kirche und Schule als eigne, jetzt englisch, später deutsch redende Gemeinde von uns versorgt zu werden und stellten dabei auch an den Beutel der Mission sehr starke Anforderungen. Wir dagegen haben von Anfang an die Zeit, da den Honoratioren ein eigner englischer Gottesdienst gehalten wird, nur als Uebergangszeit angesehen und werden nicht davon abgehen, nach und nach das von allen verstandne Dualla als die allgemeine Kirchen- und Schulsprache einzuführen, wenn wir auch gerne in der Schule in angemeßner Weise Unterricht in der deutschen Sprache erteilen, und dies um des Friedens willen in ausgedehntem Maße gewährt haben.

Die Missionare haben entlang der Wasserstraßen von Bethel aus landeinwärts Fuß gefaßt und zugleich südwärts am Küstensaume bis zur Grenze der Duallasprache ihre Gehilfen stationirt. Von Victoria aus, an der Ambasbay, hoffen sie ebenfalls weiter einzudringen in das Gebiet der Bakwiri und am Ostabhange des Kamerungebirges, in Bwea, eine gesündre Station gründen zu können.

Aber bei der Gründung neuer Stationen ist ein Blick auf die Kasse unumgänglich notwendig, und da giebt der Bericht die betrübende Thatsache, daß im Jahre 1888 für die Kamerunmission 69000 Franken ausgegeben worden, aber nur 23000 Franken eingegangen sind. Von den Einnahmen der Basler Mission im allgemeinen fließt ungefähr ein Drittel aus der Schweiz, ein Drittel aus Württemberg, das übrige aus andern Ländern, meist aus Südwestdeutschland. Daß die Schweizer ein besondres Interesse an der Kamerun-Mission haben, kann man bei der gegenwärtigen politischen Spannung nicht erwarten, wiewohl die schweizerischen Mitglieder des Komitees und auch sonstige alte Missionsfreunde aus der Schweiz Kamerun keineswegs zurücksetzen. Aber es wurden bei der Uebernahme der Kamerun-Mission namentlich aus der französischen Schweiz Einwendungen gemacht, die nur dadurch beschwichtigt werden konnten, daß man sagte: die Kamerun-Mission bekommt ihre besondre Kasse, sodaß von den für die Basler Mission im allgemeinen bestimmten Gaben nichts dahin fließt. Unter solchen Umständen dürfte es aber für die deutschen Christen Ehrensache sein, daß sie die Mission im deutschen Schutzgebiet fortdauernd unterstützen. Wie vorauszusehen war, sind diejenigen neuen Freunde, die anfangs nur aus Begeisterung für die deutschen Kolonien Beiträge gegeben, bald des Gebens müde geworden, und das Werk hängt an den alten Missionsfreunden, denen die Liebe zum Herrn und seinem Evangelium in erster Linie steht. Aber es dürfte dabei auch ein größrer Kreis von deutschen Christen teilnehmen, nicht bloß das südwestliche Deutschland, das auch sonst im Verhältnis zur Zahl seiner evangelischen Einwohner mehr für die Mission giebt, als das östliche. Die Basler Mission hat überhaupt wieder ein Defizit in ihrer Kasse: 1 021 000 Franken Einnahme und 1 046 000 Franken Ausgabe.

Wird aber die Kamerunmission von Basel aus schwach betrieben, so ist die römische Kirche sogleich bereit, die deutsche Kolonie für sich in Beschlag zu nehmen. Die Zeitungen haben uns von einigen Kamerunjünglingen berichtet, Häuptlingssöhnen, die von einem katholischen Beamten herausgebracht und in katholische Anstalten aufgenommen worden sind. Einer ist bereits in Paderborn getauft worden. Wir klagen, daß in Ostafrika Deutschland zurückweichen müsse gegen England. Wenn in Kamerun die evangelische Mission binnen kurzem vor der katholischen zurückweichen müßte, so wäre das unsre eigne Schuld. Die evangelische Mission daselbst läßt sich aber nicht ohne bedeutende Geldopfer fortsetzen. Denn wenn man es treibt wie die Baptisten, daß man nur schwarze Missionare anstellt, ehe diese für eine selbständige Leitung der Gemeinden reif sind, so bekommt man Gemeinden, die dem Christennamen keine Ehre machen. Man muß ja freilich darauf hinarbeiten, daß keine europäischen Missionare mehr nötig sind; aber das ist keine Arbeit von einigen Jahren, wenn wirklich ein solides Christentum gepflanzt werden soll. Es fällt dem Komitee in Basel gewiß schwer, immer wieder junge Brüder in das Todesland zu schicken; aber der Jahresbericht spricht es aus:

> Wie wir nicht im Leichtsinn, sondern im Glauben haben nach Kamerun gehen wollen, so glauben und bezeugen wir es auch heute: Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch.

Möchte dieses Glaubenswerk auch fortwährend die nötige Unterstützung bei den deutsch-evangelischen Christen finden!*)

P W-B

Lebendige Gemeinden!

Daß eine durchgreifende Besserung unsrer kirchlichen Zustände nur dann zu erhoffen ist, wenn es gelingt, überall, und sonderlich in den großen Städten, lebendige Einzelgemeinden zu schaffen, d. i. Gemeinden, die in sich ein wirkliches christliches Gemeinschaftsleben entwickeln, mit ihrem Pastor in wechselseitigem Austausch der Kräfte verbunden: diese Erkenntnis bricht sich Gott sei Dank! immer allgemeiner Bahn. Und wenn die Reichshauptstadt auf dem Wege zu diesem Ziele über unseligen Parteikämpfen noch kaum zu den ersten grundlegenden Schritten gekommen ist, so gehen andre evangelische Großstädte umso eifriger auf diesem Wege voran. Dresden steht da mit in erster Linie. Es ist eine Freude, wie man dort immer mit neuen Kirchbauten und Gemeindebildungen vorgeht. In das Verdienst teilt sich mit den Kirchen- und Stadtbehörden vor andern der Pastor Sulze an der Dreikönigskirche in Neustadt. Das Letzte, was er zur Befestigung und Belebung seines besondern Gemeindebezirks gethan hat, ist die Gründung eines Hausväterverbandes, der — kurz gesagt — alle andern christlichen und gemeinnützigen Vereine ersetzen, überflüssig machen und in sich aufnehmen soll. Inwieweit das gelingt und der Bezirk damit dem Ideale der lebendigen Gemeinde näher geführt wird, muß sich ja weiterhin zeigen: der ernste Versuch scheint uns aller Beachtung und Nacheiferung wert. Wir bringen daher die Satzungen des Verbandes hier zum Abdruck.

§ 1. Für den ersten Bezirk der Kirchgemeinde Neustadt-Dresden wird ein Verein gebildet, der die Aufgabe hat, das religiöse und sittliche Leben und jede Art der Wohlthätigkeit, die nicht in den Bereich der städtischen Armenverwaltung fällt, in dem Bezirke zu fördern. Der Verein führt den Namen Hausväterverband des ersten Bezirks der Kirchgemeinde Neustadt-Dresden.

§ 2. Die Mitglieder des Vereins sind verpflichtet, den Geistlichen des Bezirks in der Seelsorge nach Kräften zu unterstützen. Sie haben zu dem Ende ihn darauf aufmerksam zu machen, wenn in ihrer Umgebung seine Thätigkeit notwendig erscheint, und ihm jede mögliche Auskunft zu erteilen. Sie haben als Berater und Helfer einzelnen Personen oder ganzen Familien, die von dem Bezirksgeistlichen ihrer Pflege anempfohlen werden, mit Rat und That andauernd zur Seite zu stehen.

§ 3. In den Versammlungen des Vereins sollen die Mitglieder desselben auf Grund der bei ihrer Thätigkeit (§ 2) gemachten Erfahrungen Mittel und Wege zur Abstellung von Mißständen und zur Begründung heilsamer Einrichtungen beraten. Die aus diesen Beratungen hervorgehenden Vorschläge sind an den Neustädter Kirchenvorstand zu richten, der dann das Erforderliche zu beschließen hat.

§ 4. Außerdem sollen die Versammlungen des Vereins Gelegenheit bieten, auf das religiöse und sittliche Leben bezügliche Gegenstände — jedoch unter Beiseitelassung aller Streitfragen — zur Belehrung der

---

*) Der Verein für evangelische Mission in Kamerun versandte soeben seinen zweiten Jahresbericht (für 1888). Es ist ihm dringend größere Teilnahme zu wünschen. Beitrittserklärungen und Beiträge nimmt Finanzrat Klaiber in Stuttgart, Olgastraße 69 C, entgegen; auch die Redaktion d. Bl. wird selbstverständlich gern Unterstützungen vermitteln. D H

Mitglieder zu besprechen. Der Verein hat ferner dafür Sorge zu tragen, daß durch Vorträge und durch Abhaltung von Familienabenden für alle im Bezirke wohnenden Gemeindemitglieder und in andrer ihm zweckmäßig erscheinender Weise die religiöse und sittliche Erkenntnis gefördert werde. Hauptsächlich ist dafür zu sorgen, daß die Geschichte der christlichen Religion und Kirche mehr und mehr den Gemeindemitgliedern zur Kenntnis komme und ihre Teilnahme erwecke.

§ 5. Für die Wohlthätigkeitsübung des Vereins stehen die Mittel zur Verfügung, die dazu in seinem Bezirke schon jetzt von kirchlicher Seite zur Verwendung kommen und die der Kirchenvorstand ihm zuweist; ferner milde Gaben, die zu diesem Behufe dem Bezirksgeistlichen oder andern Mitgliedern des Vereins übergeben werden oder welche der Verein sonst zu beschaffen vermag.

§ 6. Mitglied des Vereins kann jedes im Bezirke wohnende Gemeindemitglied sein, das berechtigt ist, an der Wahl zum Kirchenvorstande Anteil zu nehmen. Der Eintritt erfolgt durch Anmeldung bei einem Vorstandsmitgliede (§ 7); der Austritt kann jederzeit durch Abmeldung bei einem solchen geschehen.

§ 7. Der Vorstand des Vereins, der die Geschäfte des Vereins leitet und seinen Verkehr mit dem Kirchenvorstande vermittelt, besteht aus 15 Personen, nämlich aus dem Bezirksgeistlichen, aus den im Bezirke wohnenden Mitgliedern des Neustädter Kirchenvorstandes und so viel vom Neustädter Kirchenvorstande zu wählenden Mitgliedern des Vereins, als notwendig sind, um die Zahl 15 zu erfüllen. Der Vorstand wählt aus seiner Mitte einen Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, einen Schriftführer, einen Kassen- und Rechnungsführer. Die Wahlen finden alljährlich auf die Dauer eines Jahres statt; die Ausscheidenden sind jedoch sofort wieder wählbar.

Begründung

Die Sittlichkeit ist nur durch Uebung, Gewöhnung und Erziehung anzueignen. Niemand wird schon dadurch ein Maler, daß er Gemälde sieht, niemand schon dadurch ein Musiker, daß er gute Musik hört. Jeder muß zur Ausübung seiner Kunst Schritt für Schritt angeleitet werden. So ist die Predigt ohne Seelsorge ungenügend. Man kann z. B. einer unordentlichen Familie nicht durch Predigt, sondern nur dadurch aufhelfen, daß man von Fall zu Fall sie zur Reinlichkeit, zur Sparsamkeit, zur vernünftigen Einrichtung des Haushalts anleitet. Die katholische Kirche, wo sie wirklich an ihre religiöse und sittliche Aufgabe denkt, erreicht das durch einen zahlreichen Klerus und durch die Ohrenbeichte. Wir verwerfen beide Einrichtungen mit vollem Recht; aber wir dürfen nicht nichts, sondern wir müssen etwas Bessres an die Stelle setzen. Daß wir in dieser Beziehung Versäumnisse nachzuholen haben, das beweist die Sozialdemokratie, die Proletarisirung der Familie, die Trunksucht, die Prostitution — Leiden, die keine Predigt und kein Missionsverein, sondern nur eine geordnete, von der Gemeinde ausgehende Seelsorge mildern kann. Für diese eine erste (schwache) Anbahnung zu schaffen, das ist der Zweck des Vorschlags. Das Ideal wäre, in jedem (wenn auch nicht für jedes) der 205 Häuser des Bezirks einen Helfer (ein Vereinsmitglied) zu gewinnen. Dieser Vorschlag wird erst jetzt zur Erwägung verstellt, weil erst jetzt die Gliederung der Gemeinde in ihre vier Bezirke abgeschlossen ist.

Je nachdrücklicher wir jüngst (in Nummer 32) den Ausschreitungen eines seicht aufklärerischen Liberalismus entgegentreten mußten, umso freudiger begrüßen wir ein so ungemeines kirchliches Verständnis und Streben, wie es uns bei dem ebenfalls der „liberalen“ Richtung angehörigen Pfarrer Sulze entgegentritt. Es wird sich lohnen, gelegentlich seine Vorschläge für die Reform der Kirchgemeinde zusammenfassend und eingehend zu beleuchten. Sie sind in leider sehr zerstreuten Artikeln der Protestantischen Kirchenzeitung niedergelegt.*) R

Verschiednes

(Todesfälle) Am 14. August starb in Berlin Karl Büchsel, geboren am 2. Mai 1803 zu Schönfeld in der Uckermark, Nachfolger seines Vaters als Pfarrer daselbst, dann Superintendent in Brüssow, 1846 bis 1884 Pfarrer an St. Matthäi in Berlin, seit 1853 Generalsuperintendent der Neumark und Niederlausitz, seit 1884 im Ruhestand, ein Charakter als Prediger wie als Mensch, auch von den Gegnern hochgeachtet, ungezählten ein treuer Seelsorger, seiner Parteistellung nach ein entschiedner Verfechter des Luthertums in der Union, Verfasser der vielgelesenen „Erinnerungen aus dem Leben eines Landgeistlichen.“ — Am 14. August starb zu Bonn Theodor Christlieb, Professor der praktischen Theologie daselbst, geboren am 7. März 1833 zu Birkenfeld in Württemberg, ein eifriger Arbeiter auf dem Gebiete der äußern und innern Mission. — An demselben Tage starb in Basel der seit den fünfziger Jahren Krankheits halber privatisirende Professor der Litteraturgeschichte Heinrich Gelzer, geboren 1813 zu Schaffhausen, ein „Laie,“ wie wir in unsrer Kirche viele haben möchten. Seine trefflichen „Protestantischen Monatsblätter für innere Zeitgeschichte,“ deren Eingehen in gebildeten evangelischen Kreisen oft beklagt worden ist, waren eine Zeit lang in ihrem Bereiche das, was die Christliche Welt unsern Lesern sein will.

Am 25. August wird der Kirchenhistoriker Karl Hase in Jena, seinen neunzigsten Geburtstag feiern. Gott schenke dem ehrwürdigen Gelehrten ein Stück ewige Jugend zum zehnten Jahrzehnt! R

(Für die Reisezeit) empfehlen wir gern einen freundlichen Ratgeber und Unterhalter: Die Reiseschule. Allerlei zu Nutz und Kurzweil für Touristen und Kurgäste von Arthur Michaelis (Adolf Gumprecht). Leipzig, Hässel, 1889; 336 S. (wovon S. 329—336 ein dreispaltiges Register enthalten); 3 und 4 Mk. Vierte verbesserte Auflage. Ein alter Praktikus redet da zu uns aus gutem, menschenfreundlichem Herzen. R

(Eine Korrespondenz der Kreuzzeitung aus Hannover) vom 16. August (Nr. 383 vom 18.) nennt die Christliche Welt „das Organ des Evangelischen Bundes.“ Ich erkläre, daß diese auch sonst von Gegnern der Christlichen Welt oder des Bundes beliebte Wendung nicht zutrifft. Organ des Bundes ist die von Pfarrer Brecht in Oberkochen herausgegebne Kirchliche Korrespondenz. Unser Blatt hat den Bund von anfang mit seiner warmen Zustimmung und nach Kräften mit seiner Unterstützung begleitet, wie manche Blätter sonst; offizielle oder auch offiziöse Beziehungen zum Bundesvorstande gehen ihm völlig ab.

Wenn der hannoversche Korrespondent gegen unsern Satz: „Das bloße: Es steht geschrieben! kann uns niemals die Grundlage lebenskräftiger Gewißheit werden (Nr. 26, Sp. 506),“ die heftigste Anklage erhebt, so fragen wir erstaunt, ob denn wirklich ein gläubiger Lutheraner dem bloßen Es steht geschrieben! diese Wirkung im Ernste zutrauen kann? In diesem Falle würden wir Lutherischen Glauben gegen seinen unlutherischen Irrtum vertreten. Aus unserm Satze aber zu folgern, daß für uns „das Wort Gottes mit seinem geistgetragnen Inhalte . . . nicht mehr gelten, daß an [seine] Stelle die menschliche Weisheit treten soll,“ das ist sowohl in Ansehung der Gesamthaltung unsers Blattes eine grobe Mißdeutung, gegen die wir mit aller Entschiedenheit Verwahrung einlegen. D H

*) Wir verweisen hier auf die wichtigeren: Vereine oder Gemeinden? 1887, Nr. 17. Die Feinde kirchlicher Gemeindebildung; 1885, Nr. 33. Ermattung und Belebung der evangelischen Kirche; 1886, Nr. 24. Wie ist dem Mangel einer geordneten Seelsorge in der evangelischen Kirche abzuhelfen? 1888, Nr. 36. Ein treffendes Wort über den wesentlichsten Mangel unsers kirchlichen Lebens; 1889, Nr. 25.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Einladung
zu der Irrenseelsorgerkonferenz in Bielefeld

Mittwoch, den 30. Oktober d. J. vormittags 9 Uhr, soll in Bielefeld (Gadderbaum) in dem Hospiz der von Bodelschwinghschen Anstalten eine Irrenseelsorgerkonferenz abgehalten werden. Diejenigen Amtsbrüder, welche an Anstalten für psychisch Kranke wirken oder sich für dieses in jedes Pfarramt mehr oder minder eingreifende, schwierigste und dunkelste Gebiet der Seelsorge interessiren, werden zur Teilnahme herzlich eingeladen.

Pastor **von Bodelschwingh**, Bielefeld. Pastor **Knodt**, Münster i. W.

Verlag v. C. Bertelsmann, Gütersloh.

Wacker, E., **Diakonissenspiegel**, Gesammelte Betrachtungen, VIII, 358 S. 8. 4 M., geb. 4,80 M., geb. m. Goldschn. 5 M.
Ein treffliches Buch für Pastoren und gebildete Christen aller Stände und nicht nur für Diakonissen allein.

Wacker, E., **Der Diakonissenberuf** nach seiner Vergangenheit u. Gegenwart kurz dargestellt. IV, 231 S. kl. 8. 1,50 M., geb. 1,80 M.
Ein praktisches, klares und gründliches Buch zur Belehrung f. jedermann.

Wacker, E., **Samariterliebe.** Skizzen und Betrachtungen zum Evangelium vom barmherzigen Samariter. Mit einem Holzschnitt. VIII, 160 S. 8. 1,80 M., geb. 2,75 M., fein geb. m. Goldschn. 4,50 M.
Eine Perle von seltener Klarheit und Reinheit.

Wacker, E., Die **Laienpredigt** und der Pietismus in der lutherischen Kirche. Zwei Vorträge nebst einem Nachtrag. 80 S. 8. 1 M.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig